Beiträge zur Untersuchung der den graphologischen Systemen von J. H. Michon und L. Klages zugrunde liegenden Begrifflichkeit.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Walther Marseille
aus Lengenfeld u. Stein.

Marburg
1927

W. J. Beckers Graphische Kunstanstalt, Marburg-Lahn

Beiträge zur Untersuchung der den graphologischen Systemen von J. H. Michon und L. Klages zugrunde liegenden Begrifflichkeit.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Walther Marseille
aus Lengenfeld u. Stein.

Marburg
1927

W. J. Beckers Graphische Kunstanstalt, Marburg-Lahn

Als Dissertation angenommen am 16. Juli 1926.
Berichterstatter: Herr Prof. Dr. M. Heidegger.
Tag der mündlichen Prüfung: 28. Juli 1926.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung . . . . . 7—8

I. Teil: Untersuchung der Graphologie von J. H. Michon.

Einleitung . . . . . 9—14

Literaturangaben 9

Michon als der erste, welcher mit der Graphologie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann . . . . . 9—10

Die Bedeutung seiner graphologischen Theorie als der ersten . . . . . 10—12

Abhebende Explikation des spezifischen Sinnes, den »Theorie« in der Graphologie hat . . . . . 12—13

Aus der Michon'schen Grundauffassung ergibt sich eine Dreiteilung unserer Aufgabe . . . . . 13—14

Handschrift als Gegenstand der Michon'schen Graphologie . . 14—35

Ausgrenzung des Sachgebietes und Bestimmung des eigentlichen Gegenstandes der Graphologie durch Michon . . . . . 14—19

Michon nimmt die Institution der Schrift als Ausgangspunkt . . . . . 14—16

Die prinzipielle Bedeutung der konkreten Schreibverhältnisse für die Ausbildung einer persönlichen Handschrift; mit der Fixierung eines nivellierten Begriffs von »wahrer Handschrift« schaltet Michon diese Zusammenhänge aus 16—19

Michon's Analyse der Handschriften führt zu »festen Zeichen« für Charaktereigenschaften . . . . . 19—35

Ein Beispiel zeigt, wie die auf die Fixierung fester Zeichen gerichtete Analyse der Handschrift bei Michon ansetzt . . . . . 19—23

Untersuchung des »signe fixe« des Michon'schen »système« . . . . . 23—35

Beispiel eines für die Michon'sche Graphologie typischen »Zeichens« . . 23—24

Versteht man die »Zeichen« aus ihrer anschaulichen Vergegenwärtigung in einer Deutung Michon's, so zeigt sich, daß sie für ihn einen Sinn hatten, der über den hinausgeht, welchen er in systematischer Absicht theoretisch fixiert . . . . . 24—26

Rückgang auf die übliche vortheoretische Weise, über Handschriften zu sprechen, deren bestimmt gerichtete Ausbildung die Michon'sche Graphologie darstellt. Explizierung ihrer hauptsächlichsten Einsichten und der Art, wie sie sich anschaulich ausweist . . . . . 26—28

Die Bestimmung der »Zeichen« ist unterbaut durch eine Analyse der Handschrift im Sinne einer zerstückelnden Zerlegung. Diese geht vor in der Tendenz auf exakte und vollständige Bestimmung letzter Elemente . . 28—31

Die »Zeichen« stellen Kombinationen aus diesen Elementen dar . . . . 31—32

Der positive, über die eigene Auffassung Michon's hinausgehende Sinn der Zeichentheorie liegt darin, daß sie eine erste Artikulation des Gegenstandes der Graphologie gibt . . . . . 32—35

Die Weise, wie in der Michon'schen Graphologie von »Charakter« gesprochen wird . . . . . 35—45

Menschenkenntnis als Ziel Michon's, die Tendenz darauf motiviert sich aus dem enttäuschten Verhältnis . . . . . 35—37

Michon geht darauf aus, Charaktere im Sinn von Typen durch feste Anlagen zu bestimmen . . . . . 37—38

Kenntnis des ganzen Menschen als Sichauskennen bis in die feinsten Nuancen fester Charaktereigenschaften. Michon fragt nicht danach, wie Eigenschaften zusammenhängen . . . . . 38—40

Isolierung der Charaktereigenschaften in einem noch anderen Sinn: an sich fertige Eigenschaften wirken in eine äußere Welt hinein 40

Seite

Der Michon'sche Versuch einer klassifikatorischen Systematisierung aller Charaktereigenschaften . . . . . 40—42
Michon's charakterologische Kombinationen mit den Eigenschaften nach den Gesichtspunkten der Ergänzung, des Gegensatzes und der »Resultanten« 42—43
Ansätze zu einer eigentlicheren Weise des Verstehens von Charaktereigenschaften und ihrer Beziehungen zueinander: Eigenschaften als die Weisen, wie bestimmte Lebensfunktionen erfüllt werden . . . . . 43—45

Michon's Auffassung von der Art und Weise, wie die Handschrift eines Menschen mit seinem Charakter zusammenhängt 45—52

Die empiristische Auslegung, welche Michon seinen graphologischen Gesetzen nachträglich gibt . . . . . 45—46
Die Idee, welche ihn im Grunde geleitet hat: die Handschrift als ein Substrat für die wirkliche Betätigung einer Eigenschaft . . . . . 46—51
Ansätze zur Auflockerung der Lehre von den festen Zeichen in der aus neuen Motiven geschöpften »Resultanten- und Dominantenlehre« . . . 51—52

II. Teil: Analyse der grundlegenden Vorbegriffe des Klages'schen Deutungsverfahrens.

Literaturangaben 53
Fixierung des Themas als Analyse der drei für das Klages'sche Deutungsverfahren zentralen Begriffe der »Regelmäßigkeit«, des »Ebenmaßes« und des »Formniveaus« einer Handschrift . . . . . 53—54

Untersuchung des Sinnes von Regelmäßigkeit . . . . . 54—67

Zusammenhang des Begriffs der Regelmäßigkeit mit dem des »Zeichens«. Im Gegensatz zu Michon hat Klages primär den ganzen Zusammenhang der Handschrift im Auge. Definition der Regelmäßigkeit durch »Schwankungsbreite« und »Durchschnittsgröße« von Schriftmerkmalen . . . . . 54—57
Die Konsequenzen, welche die allgemein durchgeführte Anwendung dieser beiden Bestimmungsmittel für die Fassung des Begriffes von »Schriftmerkmal« hat . . . . . 57—59
Das prinzipiell Unzureichende des Klages'schen Begriffes von »Schwanken« 59—62
Sinn der »Allgemeinheit«, den die graphologischen Bestimmungen von Klages im Gegensatz zu den Zeichen Michon's haben . . . . . 62—64
Die Analyse eines Schriftbeispiels zeigt die konkrete Problematik des mit »Schwanken« nur vorläufig fixierbaren Tatbestandes. Die Unregelmäßigkeit einer Handschrift kann verschiedenen Sinn haben, das drängt zu ursprünglicherer Bestimmung ihrer Bewegtheit . . . . . 64—67

Interpretation des Ebenmaßes auf verschiedenen Stufen . 67—76

Das Ebenmaß im Vergleich mit der Regelmäßigkeit als eine höhere Gesetzlichkeit in der Handschrift . . . . . 67—69
Die persönliche Eigenart durchbricht als eine höhere Gesetzlichkeit die Regelmäßigkeit . . . . . 69—71
Klages bewahrt den beiden Bestimmungen Regelmäßigkeit und Ebenmaß nicht ihren ursprünglichen Zusammenhang. Statt zwei verschiedene Hinsichten zu unterscheiden, fixiert er eine Trennung zweier Schichten in der Handschrift 71

Ebenmaß als Rhythmus . . . . . 72—76

Rhythmus als ornamentaler Rhythmus. Gleichgewicht und Störung . . . 72—73
Explikation von Störungslosigkeit als In-sich-ruhen und Geschlossenheit der Handschrift aus einem speziellen graphologischen Zusammenhang . . . 73—74
Rhythmus als schreibmäßiger Rhythmus . . . . . 74—76

Seite

Rhythmus als Ausdruck der »Lebensfülle«. Idee des Ausdrucks als einer vollkommenen Erscheinung des Inneren . . . . . 76—81

Gemäß der Stärke oder Schwäche des handschriftlichen Rhythmus ist das Formniveau zu fixieren. Mit dem Formniveau wird der Grundsinn der Deutung vorbestimmt . . . . . 76—77

Vorrang einer ästhetischen Auffassung von Ausdruck. Ausdruck als »Bild«: Ausgeglichenheit, Ausgeprägtheit, voll Herausgekommensein. Ausschaltung des Problematischen . . . . . 77—80

Eine spezielle Bedeutungsrichtung der im Sinne des Formniveaus liegenden Ausgeprägtheit und Stabilität . . . . . 80—81

Kritische Folgerungen . . . . . 82—85

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41556027_0008

Einleitung.

Die Graphologie hat es mit dem Verstehen des Ausdrucks menschlichen Lebens auf einem bestimmten Gebiet zu tun. Beim Schreiben wird nicht nur etwas zum Ausdruck gebracht — das mit dem Geschriebenen Gemeinte — sondern es kommt dabei von selbst mit zum Ausdruck die persönliche Eigenart des schreibenden Menschen. Auf welche Weise und als was die Eigenart einer Handschrift begrifflich zu erfassen ist, mit anderen Worten: was graphologisches Deuten seinem Sinne nach eigentlich ist — eine Antwort auf diese Frage ist notwendig in jeder graphologischen Theorie impliziert. Sie ist durch Herausstellung und Analyse ihrer Grundbegriffe zu gewinnen. Hinsichtlich der Grundbegriffe haben wir nur zwei graphologische Systeme zu unterscheiden: das des Franzosen J. H. Michon und das des Deutschen L. Klages.

Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit soll die Michon'sche Theorie untersucht werden, im zweiten grundlegende Stücke der Klages'schen. Dabei wird notwendig die Einheitlichkeit der Untersuchung im Sinne der soeben angezeigten Fragestellung verdeckt durch die Verschiedenartigkeit der beiden Systeme, welche eine verschiedene Methode des Vorgehens bei ihrer Analyse motiviert. Vorweg ist hier zu kennzeichnen: 1. die Position Michon's im ganzen und 2. die besondere Bedeutung, welche die durch uns analysierten Grundbegriffe von Klages innerhalb seiner Graphologie haben.

Michon bildete die von ihm entdeckte Wissenschaft als ein Mittel aus, Menschenkenntnis zu gewinnen. Diese soll gegen die Enttäuschungen sichern, welchen man im Miteinandersein mit anderen Menschen ausgesetzt ist. Was Menschen sagen und tun, kann über ihr wirkliches Wesen täuschen; Worte und Handlungen geben nie Sicherheit über einen Menschen, weil sie als bewußte Äußerungen absichtlicher Fälschung zugänglich sind. Von der Schrift glaubt Michon, daß sie das Gebiet eines unbewußt zustande kommenden Ausdrucks des wahren Charakters eines Menschen sei. Beim Schreiben ist der Mensch ohne sein Wissen mit all seinen Charaktereigenschaften gegenwärtig. Die Charaktereigenschaften drücken dem Ergebnis seiner Tätigkeit, dem Geschriebenen, zwangsläufig Zeichen der wirklichen Anlagen auf. Somit gibt es »Schrift« in zweifachem Sinn: 1. als eine Einrichtung, welche dem Zweck der Mitteilung dient und 2. als die besondere Schriftgestalt, welche unter der Hand eines bestimmten Menschen entsteht. Und für Michon ist es so, daß diese besondere Schriftgestalt sich auf der eine Mitteilung erst ermöglichenden, allgemein verbindlichen Schriftvorlage aufbaut. Zunächst eignet sich der eine wie der andere die Schrift nach einer bestimmten »Vorschrift« an, und dann ist diese erste, uniforme Schrift der Einwirkung ausgesetzt, welche der Charakter des Schreibers auf sie ausübt: er bildet sich an der Schreibvorlage ab.

In dreifacher Hinsicht zeichnet sich die Möglichkeit, durch die Handschrift Kenntnis von dem Charakter eines Menschen zu erlangen, aus. Erstens ist sie untrüglich, weil sie auf festen Gesetzen beruht. Zweitens ist sie umfassend, weil die Handschrift den Charakter nach allen seinen Seiten gleichmäßig offenbart. Und drittens läßt die Handschrift besonders das Wesentliche des Charakters, das was beharrt, sehen. Dies alles glaubt Michon durch die »festen Zeichen«, die er in der Handschrift entdeckt hatte, gewährleistet. Das Zeichen ist fest im Sinne

der Eindeutigkeit, weil es Zeichen für eine und nur eine bestimmte Charakteranlage ist und zweitens im Sinne der Konstanz, weil es sich innerhalb einer Handschrift ständig wiederholt. Die Zeichen werden durch das Vergleichen von Handschriften, deren Urheber ihrem Charakter nach bekannt sind, aufgefunden. Gehäufte Erfahrung bestätigt ihre unbedingte Gültigkeit.

In der Zerlegung der Handschriften nach den Gesichtspunkten, welche sich ihm aus der Vergleichung von Handschriften ergaben, hat Michon seine eigentlich fruchtbare theoretische Arbeit geleistet. Im Gegensatz zu Michon hat Klages bei der graphologischen Analyse grundsätzlich das Ganze der Handschrift primär im Blick. Unter den Begriffen, mit denen er es zur Bestimmung bringt, sind »Regelmäßigkeit«, »Ebenmaß« und »Formniveau« (Stärke des »Rhythmus«) die zentralen. Sie zeigen verschiedene Stufen der Deutung an. Speziell durch »Rhythmus« wird die Handschrift nicht nur als ein Ganzes charakterisiert, sondern der graphologische Sinn ihrer Ganzheit selbst wird bestimmt. Mit der Analyse dieser drei Begriffe interpretieren wir die Erfassungsweise der Handschrift, welche die Klages'sche Graphologie ausgebildet hat, und zwar nach derjenigen Richtung, in der sie eine sachliche und methodische Erweiterung des Horizontes von Michon bedeutet. Die Beschränkung der Untersuchung auf diese Grundbegriffe enthält keine Beeinträchtigung ihrer Tragweite, weil der Anspruch von Klages auf begrifflich-methodische Begründung des Deutungsverfahrens die prinzipielle Bedeutung der Diskussion der sie leitenden Grundbegriffe gewährleistet.

Untersuchung der Graphologie J. H. Michon's.

Literatur.

1. Système de graphologie, l'art de connaître les hommes d'après leur écriture. (Ghio, Paris, galerie d'Orléans, Palais-Royal, 8. Aufl. 1884).
2. Méthode pratique de graphologie, l'art de connaître les hommes d'après leur écriture, pour faire suite au système de graphologie. (ebenda, 3. Aufl. 1885).
3. Histoire de Napoléon Ier d'après son écriture. (1879 gedruckt bei P. Bouserez in Tours).

Im Jahre 1872 erschienen die »mystères de l'écriture« von J. H. Michon, die erste noch unvollkommene Fassung seines »système de graphologie«*. Seitdem gibt es eine Graphologie, die den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt. Man ist später sehr sorgfältig allem nachgegangen, was schon vor Michon über die Bedeutung der Handschrift für den Charakter des Schreibers geäußert worden ist. Gerade die Graphologen selbst haben sich von jeher für die Geschichte ihrer Disziplin interessiert. Vor allem haben sie sich immer wieder auf die Anteilnahme berufen, welche Goethe für die Möglichkeit, aus der Handschrift auf den Charakter zu schließen, hatte und auf die Versuche Lavaters in seiner »Physiognomik« (IV. Fragment vom IV. Abschnitt d. 3. Versuchs). Mit dem Wunsch, der Graphologie dadurch allgemeinere Anerkennung zu sichern, entwickelt sich hierin die Tendenz, die Ahnenreihe der Graphologen über Michon hinaus zurückzuverfolgen. Das bedeutet die Zerstreuung des echten Interesses an der Geschichte der Graphologie. Demgegenüber legt es sich nahe, zu betonen, daß z. B. gerade Goethe sich sehr skeptisch zu der Aussicht verhielt, überhaupt mehr als Belehrung für sich selbst und persönliche Befriedigung aus dem Studium der Handschriften zu gewinnen und insbesondere an der Möglichkeit zweifelte, ein »klares Bewußtsein« von dem, was man tut, wenn man eine Handschrift deutet, zu gewinnen und gar »methodischen Zusammenhang« (s. den Brief an Preusker v. 30. IV. 1820). Gerade in diesem Sinn aber hat Michon die Aufgabe aufgefaßt, und er ist nach seiner wirksamen Bedeutung der Begründer der wissenschaftlichen Graphologie geworden. Er war der erste, welcher Deutungsregeln gab und darin zu systematischer Vollständigkeit zu

* 1. Aufl. des »système« im Jahre 1875.

kommen suchte. Er war nicht bloß betroffen von dem Phänomen, daß sich die Individualität in der Handschrift überhaupt durchsetzt und blieb nicht bei dem Versuch stehen, verständlich zu machen, wie so etwas überhaupt möglich sei, sondern er unternahm es, die Handschriften nach allen Richtungen in ihren verschiedenen Gestalten zu durchforschen. Und dabei ergab sich ihm eine eigene Weise, die Handschriften zu analysieren, welche er festhielt und praktisch durchführte. Auf diese Weise bekam er schließlich eine fest bestimmte Gegenständlichkeit in die Hand. Und das ist es, was über alle früheren »intuitiven« Versuche hinaus die Möglichkeit einer neuen Wissenschaft begründete. Er hatte als erster einen Begriff von der Sache, um die es sich handeln sollte — gleichzeitig hat er, wie Crépieux-Jamin wohl mit Recht vermutet* das Wort »Graphologie« geprägt.

Als er mit seinem Lehrbuch hervortrat, verfügte er bereits über ein ganzes System fester Deutungsregeln. Jahrzehntelange Sammeltätigkeit war vorausgegangen; er hatte beobachtet, was nur immer die Handschrift ‹Hs› an eigentümlichen Seiten aufwies: die Hsen aus vergangenen Zeiten und die Schriftformen andersschreibender Völker hatte er zum Vergleich herangezogen. Der Vorsprung, den er auf diese Weise hatte, gab ihm unbedingte Autorität in der raschen Entwicklung der Graphologie, die nun einsetzte. Die von ihm geleistete Arbeit, so wie sie im »système« abgeschlossen vorlag, bildete den Grundstock für die späteren Graphologen. Eine eigentümliche Verfestigung erwuchs der in Michon's System herrschenden Ansicht von der Hs und ihrer Deutbarkeit aus der praktischen Anwendung, die es erfuhr. Michon, aber nicht nur er selbst, hatte mit diesem System Erfolge, die seiner Theorie zugute kamen. Michon wollte eine Wissenschaft begründen, die weiter ausgebaut werden sollte; er wollte »Schule machen«. Damit stand er ganz im Gegensatz zu Adolph Henze, dem ersten Deutschen, der als Graphologe hervorgetreten ist und dessen Tätigkeit etwas früher fällt. Für diesen war die Graphologie ein Können, über das er verfügte und welches er unbekümmert um Grundsätze, mit einer genialischen, ganz unkontrollierbaren Virtuosität ausübte. Sein graphologisches Lehrbuch, die »Chirogrammatomantie«*, ist gänzlich ungeeignet, jemandem etwas zu übermitteln, der den Blick Henze's nicht hat. Michon dagegen kam es auf den Triumph des Systems an, und er stellte seine vielseitige praktisch-graphologische Tätigkeit ganz in den Dienst des Kampfes um die Geltung und Verbreitung seiner Wissenschaft. Das Interesse, welches man an dieser Wissenschaft nahm, beruhte vorherrschend auf dem Interesse an dem, was man mit ihr »anfangen« konnte. Wenn man nun ohne weiteres das »système« zum Ausgangspunkt für die Ausübung

* »L'Ecriture et le Caractère«, 4. Aufl. 1896, Paris, Alcan. Deutsch von H. H. Busse, 2. Aufl. P. Liszt, Leipzig o. J., Seite 1.

* J. J. Weber, Leipzig 1862.

der Hsen-Deutung nahm, so übersah man dabei, wie weit die praktische Deutung Michons davon entfernt war, bloße Konsequenzen aus der Theorie zu ziehen.

Die Theorie Michons blieb auf lange Zeit hinaus die einzige und die Bedeutung des »système« verfestigte sich dadurch, daß es während dieser Zeit in ganz natürlicher Weise das Ansehen der Quelle wissenschaftlicher Rechtfertigung für die Deutetätigkeit genoß. Sofern es selbst nicht ernstlich zum Thema der Untersuchung gemacht wurde, bestimmte es die Entwicklung der Graphologie ⟨Graph.⟩ nicht nur dadurch, daß es zunächst das klassische Lehrbuch blieb, sondern wesentlicher dadurch, daß es die Orientierung für die weitere Arbeit wurde, sei es, daß die Deutung einer Hs immer als Zeichendeutung in Michons Sinne verstanden wurde, sei es, daß die Schüler Michons ihre theoretische Arbeit in der Graph. als Fortsetzung und Erweiterung des Systems auffaßten. Zu diesem Orientierungspunkt wurde es kraft der umfassenden Tätigkeit Michons, welcher mit graph. »Skizzen« und »Portraits«, mit Vorträgen und Kursen, durch eine Zeitschrift und durch Bücher, in denen die Hsen aktueller Persönlichkeiten analysiert wurden, einen bedeutenden Einfluß gewann und dabei immer wieder auf das »système« als dem eigentlichen Mittelpunkt der Graphologie hinwies.

Allein durch die solcherweise begründete Autorität der Theorie Michons ist die Reichweite ihrer Wirksamkeit jedoch nicht zu erklären. In noch anderem als dem bloß historischen Sinn des Wortes ist sie die erste graphologische Theorie. Es liegt in der Sache begründet, daß die Theorie, auf welche Michon verfiel, gerade diese war. Und nur daraus kann verstanden werden, daß man später, wo die Deutetätigkeit anerkanntermaßen noch immer wesentlich von seinem Erbe lebte, man aber über seine Weise der theoretischen Begründung der Graphologie und seine Auslegung des praktischen Vorgehens weit hinaus zu sein glaubte, doch keine anderen Begriffe hatte als die Michon's. In dieser Bedeutung der Michon'schen Graphologie wurzelt das Interesse, welches wir an ihr nehmen. Es kommt uns also nicht darauf an, ihn zu würdigen als Begründer der Graphologie, und auch nicht darauf, seinen Einfluß in der späteren Entwicklung festzustellen. Darüber hinaus, daß die graphologischen Arbeiten von Preyer, Meyer und Klages rein dem historischen Zusammenhang nach ohne Michon nicht denkbar sind, weil sie auf dem von ihm geschaffenen Boden weiter arbeiten ⟨wenn auch wesentlich kritisch⟩, wird uns die Theorie Michons für diese Späteren wichtig, weil die Problematik seiner Begriffe das ist, was die Untersuchungen dieser Späteren in Gang gebracht hat, sodaß deren Anstrengungen nur zu verstehen sind aus der Unsicherheit des Bodens, auf dem sie stehen. Da bei ihnen selbst dieser Boden der Michon'schen Theorie nur beiläufig diskutiert wird und sie ihre Schwierigkeiten nicht ausdrücklich zu dem ersten Ansatz der graphologischen Theorie bei Michon in Beziehung setzen, wird ein wesent-

liches Stück der Klärung dieser späteren Arbeiten mit der Explikation der bei Michon leitenden Begrifflichkeit geleistet. Erst muß die Michon'sche Graphologie ausdrücklich zum Thema gemacht werden, ehe man vor ihrer »Zeichendeuterei« warnen kann, wie dies in Deutschland zu Zeiten der »Graphologischen Gesellschaft« fast allgemein üblich war. Das war nur dadurch möglich, daß man Michons Graphologie selbst nicht untersuchte; sonst hätte sich herausstellen müssen, wie es bloß auf den Mangel einer bestimmten Begabung beruhte, daß man mit der verpönten Zeichendeuterei nicht so weit kam wie Michon.

Wir versuchen bei der Aufrollung der Michon'schen Systematik gerade auch die Stellen aufzuzeigen, wo Michon durch den Widerstand der Sache, die er bearbeitet, in Schwierigkeiten kommt. Dabei ist für uns die Überzeugung leitend, daß die Bruchstellen seiner Theorie sich als solche zeigen müssen, wenn Konsequenzen aus dem System gezogen werden sollen, d. h. wenn es angewendet wird. Die Graphologie als Theorie steht zu ihrer Anwendung ⟨auf eine bestimmte Hs⟩ in einem durchaus anderen Verhältnis als etwa die Physik im Sinne des theoretischen Systems zu ihren Anwendungen ⟨im Sinne von erprobenden Experimenten⟩. Die Deutung einer Hs ist eigentlich keine »Anwendung« der Graphologie, sondern diese selbst. Die Bewährung der graphologischen Theorie in der Deutung einer bestimmten Hs ist von grundsätzlich anderer Art als die Bestätigung einer physikalischen Theorie durch Experimente. Die physikalische Theorie erwächst aus Experimenten, wird durch sie kontrolliert, und wenn sie bestätigt ist und soweit sie das ist, kann man Anwendung ⟨in einem weiterreichenden Sinn⟩ von ihr machen. Wer die Physik anwendet, braucht kein Physiker zu sein: diese Anwendung liegt hier außerhalb der Wissenschaft selbst. Und das Experiment widerlegt oder bestätigt eine in sich fertige Theorie, welcher es als eine selbständige, neue Veranstaltung gegenübertritt. Im Experiment werden bestimmte Verhältnisse isoliert, d. h. das, wovon die Theorie Theorie ist, wird erst in eigentümlicher Weise herbeigeschafft. Dagegen hat es die Physik nie mit der Erklärung des Ganzen eines konkreten Phänomens zu tun. So kann es z. B. keine physikalische Theorie des Wetters als solchen geben; die Physik kann jeweils nur gewisse »Seiten« der Sache erklären, sie isoliert einzelne Witterungserscheinungen, fragt z. B. speziell danach, warum die Windrichtung in bestimmter Weise sich ändert. Damit hat sie das Wetter hinter sich gelassen; sie kommt zu einer Theorie der Luftwirbel; darin hat sie das gefunden, was sie für das eigentlich Zugrundeliegende hält. In dieser Bewegung der Theorie ist jedoch nie ein prinzipieller Abschluß erreicht; denn es kann sich immer herausstellen, und es stellt sich auch im Fortschreiten der Physik ständig heraus, daß noch etwas anderes »eigentlich« zugrunde liegt, d. h. daß es die Erscheinungen besser, nämlich vollständiger, allgemeiner und genauer erklären läßt. Und

das zeigen wieder neue Experimente u. s. f. Hier besteht keine Verbundenheit der Theorie mit einer Anschauung, weil die Experimente als solche ihr Resultat nicht voraussehen lassen. Bei der graphologischen Deutung ist jedoch die Theorie an eine festumgrenzte Anschauung und Gegenständlichkeit ein für allemal gebunden: es sollen eben diese bestimmten Schriftzüge gedeutet werden. Eine neue graphologische Theorie muß sich an denselben Schriftzügen erweisen und kann insofern nur eine andere Weise sein, diese anzusehen. Die physikalische Theorie dagegen ist stets in sich mit ihrem Gegenstand fertig, und eine neue Theorie bringt andere Phänomene zu Gesicht. Die Psysik bleibt in ihrer Entwicklung nicht die Theorie derselben Experimente; sie hat nicht »ihre« Experimente, so wie die Graphologie an immer wieder denselben Hsen ihr Thema haben könnte. Die Leistung des wissenschaftlichen Physikers besteht wesentlich mit darin, daß er neue Experimente zu ersinnen vermag. Dagegen ist das, womit die graphologische Theorie zusammenstimmen soll, immer dasselbe. Im Stadium des sammelnden Experimentierens ist die physikalische Theorie in einem Vorstadium. Umgekehrt ist die graphologische Theorie wesentlich Vorbereitung der Deutung. Wenn die praktische Deutetätigkeit auf eine solche Vorbereitung verzichtet, so kann sie deswegen doch noch Graphologie bleiben (»intuitive« Graphologie). Das physikalische Experiment dagegen ist ohne die Theorie nicht denkbar.

In der Theorie Michons zeigen sich die bei ihm wirksamen Tendenzen frei an ihnen selber; in seinen Deutungen dagegen bringt sich die Sache durch den Widerstand, den sie leistet, mehr zur Geltung. Wir sehen also die Problematik der im »systèmе« gebildeten Begriffe, wenn wir sie darauf prüfen, ob sie es wirklich sind, welche die Deutung leiten.

Das »systèmе« stellt im wesentlichen eine nach psychologisch-klassifikatorischen Gesichtspunkten geordnete Sammlung von graphologischen Zeichen dar. Diese Zeichen sind beschrieben und durch Faksimiles veranschaulicht. Wo immer sich in einer Hs eine gleichartige Form findet, ist die im »systèmе« angegebene Deutung bzw. eine ihrer »nuances« anzuwenden. Das graphologische Können beruht allein darauf, daß man die Zeichen zu sehen versteht. Der Zusammenhang zwischen einem Zeichen und seiner Bedeutung ist ein für allemal eindeutig festgelegt: er wird als das bloße Faktum genommen, daß das eine zum andern gehört. Nachträglich kommt das Bedürfnis, diese Zusammengehörigkeit, die so strikt gelten soll und von deren Festigkeit in der Tat der Sinn des ganzen »systèmе« abhängt (wie es Michon versteht), als eine verständliche Gesetzmäßigkeit zu rechtfertigen. Daß Michon diese Erklärungsversuche in zwei Kapiteln, der »graphologie philosophique« und der »physiologie graphique«, den Einzeldeutungen voranstellt, kann über die Nachträglichkeit dieser Theorien nicht täuschen. Sie besagt, daß die Begriffe, die er von der Handschrift und vom Charakter hat, schon

anderweitig fertig ausgebildet sind und zwar ursprünglich ohne eine Beziehung aufeinander. Daraus ergibt sich für eine Untersuchung der Begrifflichkeit von Michon die Notwendigkeit, getrennt zurückzuverfolgen, erstens: was »Handschrift« für Michon ist, zweitens: was für einen Begriff vom »Charakter« er hat und drittens: welche Vorstellung er sich von Zusammenhängen beider macht.

Der Begriff der Schrift, den Michon als gegeben nimmt, ist der einer Einrichtung, welche der Sprache verglichen werden kann. »Système«, S. 38: »l'art de parler aux yeux«. Die Sprache gilt ihm dabei als ein Zeichensystem, in welches die Gedanken übersetzt werden; in ganz analoger Weise ist die Schrift ein Zeichensystem – bloß für die Augen. »Ecriture« meint aber nicht nur »Schrift«, sondern gleichzeitig auch »Handschrift«: »écriture« in diesem Sinn gibt es nur dadurch, daß die Institution des konventionellen Zeichensystems in gewisser Weise »verschwindet«, wenn jemand schreibt. S. 38: »Le procédé matériel cesse d'être quelque chose«. Die eigentliche Meinung dieses »Verschwindens« wird genauer so ausgedrückt: »Quand nous écrivons dix lignes très-spontanées, très-rapides, dans l'épanchement d'une profonde douleur ou d'un violant amour, peut-il nous venir à l'esprit que nous nous soyons occupés, même pour la plus insignifiante des lettres, de la forme que nous leur avons donnée?« ⟨S. 38⟩. Der mit der graphologischen Betrachtungsweise eingeführte Gegensatz von »bewußt« und »unbewußt« in der Schrift und die graphologische Vorwertung des Unbewußten kündigen sich hier in einer Umkehrung der natürlichen Wichtigkeit der Schriftteile an: die Graphologie richtet sich gerade auch auf die »nebensächlichen« Teile der Schrift. Es ist für Michon sehr bezeichnend, daß er diese neue, die graphologische Bedeutsamkeit, zunächst als Bedeutungsverkehrung in der eigentlichen Bedeutung der Schrift ⟨eine Kombination von Zeichen, welche dazu bestimmt ist, gelesen zu werden⟩ entwickelt. S. 39 gibt er Proben einer Hs wieder, die einen ausgeprägten »Guirlanden«duktus aufweist ⟨hängende Bögen⟩; in dieser Hs sieht z. B. ein n oder r wie ein u aus. Michon beschreibt das so: in Wirklichkeit hat der Schreiber hier an Stelle eines r ein u »gebraucht« (!), an Stelle von »votre« hat er »votue« geschrieben. Er gewinnt also den graphologischen Aspekt aus dem natürlichen heraus, in dem die Schrift nur für das Lesen da ist, und zwar zeigt er, daß dieser Aspekt verschwindet, wenn man die Einzelformen einer genauen Betrachtung unterwirft. »In Wirklichkeit«, d. h. wenn man die handschriftlichen Formen im Vergleich mit den vorgeschriebenen Buchstabenformen prüft, stellt sich heraus, daß man in gewisser Weise, ohne es zu wissen willkürlich mit den Buchstaben umgeht. Für Michon ist also die Hs hinsichtlich ihrer Leistung im Dienste der Funktion, die ihr eigentlicher Sinn ist, mangelhaft, weil die eigentlich beim Schreiben maßgebende Absicht die Hs nicht voll bestimmt, d. i.: nicht durchgehends, rein aus dem Zweck, auf

den sie bezogen ist. Die Hs ist anderes, weniger und mehr, als rein ihrer Schriftfunktion entsprechen würde. Michon hält ganz ausdrücklich daran fest, daß die sich hierin offenbarende Freiheit, welche die Hs gegenüber den vorgeschriebenen Formen in dem oben angeführten Beispiel erweist, darin besteht, die Schriftzeichen selbst anders zu gebrauchen und andere Zeichen zu gebrauchen, als es vorgeschrieben ist. Als Handschrift enthält die Schrift also Zeichen, welche keine Bedeutung haben, nämlich keine Schreibbedeutung, welche Michon als die ursprüngliche gilt. Von da geht er weiter und zeigt, daß das, was sich darin durchsetzt von größter Allgemeinheit innerhalb der Hs ist. Auf diese Weise gewinnt er den Gegenstand seiner Wissenschaft aus dem negativen Moment an der Schrift, daß sie nicht in den reinen konventionellen, etwa von den Buchstaben der Schreibfibel repräsentierten Formen geschrieben ist. In diesem Sinn erklärt Michon die Entstehung der persönlichen Hs aus der Schulschrift auf Grund eines Sichloslösens von der Fibelschrift. Er sieht dabei in der Kalligraphie die Institution der Schrift repräsentiert, setzt deren Forderungen in der Schönschrift des Schülers als erfüllt, interpretiert die Fortentwicklung von der Schönschrift als Loslösung von der Kalligraphie und kann dann die Hs grundsätzlich als durch die persönliche Unabhängigkeit gegenüber dem vorgeschriebenen Zeichensystem bestimmt denken. Solange der Schreibende sich um Kalligraphie bemüht, übt er eine rein mechanische Tätigkeit aus, wobei die Unterschiede im Ergebnis einzig darauf beruhen, wie weit das Vorbild wirklich erreicht wird. Von dem Zeitpunkt an, wo er als selbständig gewordener Mensch seine Gedanken und Gefühle durch die Schrift mitteilen will, macht er sich seine eigene Schrift. Der Akzent liegt dabei für Michon auf der Gewinnung der Unabhängigkeit von der Kalligraphie und der Unterschiedenheit einer Hs von anderen, so zwar, daß er nun von einer persönlichen Hs sprechen kann. Dabei sieht er ab von dem Inhalt des Geschriebenen, überhaupt von seiner Schreibbedeutung und nimmt die Hs in ihren isolierten Eigentümlichkeiten. Zu diesem Resultat kommt er durch die Überlichtung einer gewissen Seite des Sachverhalts. Weil die Schreibbedeutung des Geschriebenen ebenso gut mit kalligraphischen Formen verwirklicht werden könnte, kommt es für die Handschrift als solche nicht in Betracht, daß die Schriftzüge etwas bedeuten. Die Kalligraphie ist »une oeuvre mécanique«; sie ist als eine Leistung zu bewerten, an der es nichts zu deuten gibt. Demgegenüber ist das Schreiben des Erwachsenen »une oeuvre purement intellectuelle« ⟨S. 38⟩ »c'est l'âme qui directement écrit« ⟨S. 39⟩. Die lange Übung läßt uns die Buchstaben schließlich unbewußt schreiben; sie spielen keine Rolle mehr in der Formgebung einer ausgeschriebenen Handschrift. Damit entfällt für Michon als Graphologen nicht nur das Interesse am Inhalt des Geschriebenen, sondern das an seiner Schreibbedeutung überhaupt. Ganz selbständig

neben dieses tritt das Interesse an jenem Verfügenkönnen über die Buchstaben. Das heißt: Michon bestimmt gleichsam isoliert die »Hand« der Handschrift. Indem er sagt, daß die Kalligraphie von der persönlichen Art und Weise zu schreiben »abgelöst« wird, entzieht er sich der Aufgabe, dem nachzugehen, was die Kalligraphie in der Entwicklung einer Hs bedeutet, dadurch, daß sie zunächst einfach angenommen, später umgebildet und schließlich in je eigener Weise überwunden wird. Schon die Schönschrift des Schreibschülers ist nicht einfach Kalligraphie, und die spätere Entwicklung der Hs ist nicht gleichmäßig und für alle in derselben Weise durch die Entlassung aus der Bevormundung der Schule bestimmt; es macht sich dann auch nicht einfach jeder seine Hs, sondern die Hs bildet sich in den Verhältnissen des Schreibens aus, d. h. gemäß dem, wie es einer mit dem Schreiben zu tun bekommt. Und unter diesen ist das in der Schule sich ausbildende das erste. Und dann ist auch festzuhalten, daß, wenn auch die kalligraphischen Formen in einer Handschrift verschwinden, so doch niemals die Bestimmung des Geschriebenen für ein Lesen verschwindet. Dieser Einwand zielt gegen die Art, wie Michon vorgeht, das gegenständliche Feld seiner Wissenschaft auszugrenzen. Er begnügt sich damit, sich dessen zu versichern, daß es so etwas wie persönliche Hs gibt. Was er dabei im Auge hat, ist seiner Seinsart nach unabhängig davon, wie es sich herausbildet; es ist eben auf alle Fälle ein eigentümlicher Formenzusammenhang. Für uns kommt es hier darauf an, zu sehen, wie Michons Diskussion dessen, was zunächst als Schrift gegeben ist, welche doch den Sinn hat, »Handschrift« auszugrenzen und damit die Gegenständlichkeit seiner Wissenschaft zu gewinnen und einer bestimmten Untersuchungsweise verfügbar zu machen mit Rücksicht auf die Auffassung von der Hs geführt wird, welche er schon hat. Was darin liegt, werden wir zunächst abhebend zu zeigen versuchen, indem wir herausstellen, was dabei nicht geleistet und was dabei vernachlässigt wird.

Bei Michon kommt schließlich der nackte Satz heraus: jeder Mensch hat eine Handschrift. Michon läßt außer Betracht, was es für die Hs bedeutet, daß man mit ihr immer bestimmten Verhältnissen angehört, daß der Schreibende als solcher zu gewissen Gruppen gehören kann, in denen ein bestimmtes Verhältnis zur Schrift maßgebend ist, aus welchen die Hsn sich mitbestimmen. Z. B. Schüler, deren Hsn unter den gleichen Anforderungen stehen; Kollegen eines Standes, die von der Schrift einen gleichartigen Gebrauch machen; Angehörige derselben Nation, die ihre eigene Schriftart hat; Menschen einer Zeitepoche, deren Hsn aller einer Entwicklungsstufe angehören.* Da es sich in der graphologischen Praxis schließlich bloß um die ausgeschriebenen Hsn von Menschen einer Nation und einer Zeit handelt, kam diese Verhältnismäßigkeit des

* Dagegen handelt es sich bei Hsn nahe verwandter Menschen um etwas anderes, sofern sie auf der Ähnlichkeit der Hsn selbst beruht.

Schreibens nur in der Berücksichtigung des Berufes, den der Schreibende hat, in der Graphologie zur Beachtung. Schrift gibt es nur in einem bestimmten Gebrauch, und der ist von Standes und Berufs wegen verschieden. Das Schreiben des Kaufmanns steht unter anderen Bedingungen als das eines Gelehrten, und weitere Unterschiede zeigen sich beim Beamten, beim berufsmäßigen Schreiber, beim Künstler usw. Die in der Graphologie üblich gewordene Unterscheidung von »Berufsschriften« ist keine genuine Erfassung dessen, worum es sich hier handelt. Schon Michon sucht den Beruf aus Zeichen in der Hs zu erschließen, und noch bei Klages wirkt sich das Interesse an der Berufsschrift in der Tendenz aus, sie den Beruf in ihr zu erkennen; das führt ihn schließlich auf den Gegensatz der erworbenen und der ursprünglichen Hs. Für ihn handelt es sich wie für Michon wesentlich darum, den Beruf aus der Hs zu bestimmen, während hier für uns gerade die Bestimmung der Schrift aus dem Verhältnis zum Schreiben als solchen, wie es der Beruf mit sich bringen kann, zur Diskussion steht. Es käme darauf an, herauszustellen, inwiefern umgekehrt der Beruf die Hs bestimmt und »Handschrift« etwas verschiedenes ist, je nachdem was für ein Gebrauch von der Schrift gemacht wird. Soweit die Graphologie nachträglich mit Rücksicht darauf ausgebaut wird, daß die Hsn der verschiedenen Berufe, besonders die der Gelehrten, Künstler und Kaufleute nicht in derselben Weise gedeutet werden dürfen, bleibt unser Einwand prinzipiell bestehen. Es handelt sich an dieser Stelle um die Bestimmung der Gegenständlichkeit von Hs, und statt im Sinne einer bestimmten Graphologie mit dem Phänomen der Berufsschrift fertig zu werden, darum, dem nachzugehen, was sich darin anzeigt, daß es so etwas wie Berufsschriften gibt. Die Vorstellung von der Berufsschrift ist ganz in der Konsequenz der Michon'schen Graphologie ausgebildet worden. Von Michon an wurde jedoch übersehen, was es für das Sein von Hs bedeutet, daß man beim Schreiben jeweils in ein bestimmmtes Verhältnis zur Schrift tritt, einen bestimmten Gebrauch von der Schrift macht. Das kommt in der Berufsschrift nur extrem heraus. Dieses Verhältnis wird nicht nur für die Graphologie relevant, weil es den Menschen mitbestimmt, sondern wesentlicher deswegen, weil sie den Menschen – ob sie will oder nicht – aus diesem Verhältnis heraus bestimmt. Die Hs des Kaufmanns bildet sich wesentlich im Schreiben an andere aus, die Schrift des Gelehrten dagegen im Manuskript, welches nicht für andere bestimmt ist. Jene wird von anderen gelesen und soll »coulant«, flüssig, gefällig, gut lesbar sein; diese dagegen wird vom Schreiber wieder gelesen, er will in seinem Manuskript seine Gedanken wiederfinden, und es soll klar und übersichtlich sein. Letztlich erweisen sich die hier vorliegenden Verhältnisse als unabhängig von Bestimmungen wie »Beruf«. Man schreibt ohne weiteres weder eine Berufsschrift noch überhaupt seine Hs, sondern schreibt z. B. »an« einem Buch, »macht« eine Aufschrift, »unterzeichnet« mit

seinem Namen und bewegt sich dabei jeweils in verschiedener Weise in seiner Hs. Es sind zu unterscheiden: der Brief, das Tagebuch, die Notiz, der Geschäftsbrief, die Buchung, das Rezept, das Konzept, die Reinschrift, das Manuskript. Und dazu gehören der Möglichkeit nach jeweils eigene Schreibverhältnisse, welche die Hs ausbilden oder ihre Ausbildung vorherrschend bestimmen können. Für die Graphologie wird dabei der Leser wichtig und der Inhalt, wenn er von der Weise der schriftlichen Fixierung abhängig ist, wie z. B. bei einem Dokument oder einer beglaubigenden Unterschrift. Es handelt sich hier für uns nicht darum, diese Unterschiede selbst zur Geltung zu bringen, sondern die in ihnen sich bekundende Variabilität des Schreibverhältnisses. Die praktische Graphologie hat sich dieser Variabilität entzogen, indem sie sich wesentlich an den ‹vertraulichen› Brief als das für die Hs maßgebende Schriftstück hielt. Außerdem hat sie in dem Aufsuchen des »Durchschnittsduktus« ein Hilfsmittel gegen die Trübung der Deutung, als welche sie hier die Einseitigkeit fürchtet, der die Deutung verfalle, wenn das Material unzulänglich ist. Und auch da ist noch zurückzufragen, was für ein Verhältnis zur Schrift mit diesem Durchschnittsduktus angenommen wird. Man verläßt sich einfach darauf, daß in einem Brief von einigem Umfang im allgemeinen jede Hs angemessen zur Darstellung kommt und nimmt es im übrigen als charakteristisch für jemanden, wenn seine Hs sich vorzüglich in einem bestimmten Schreibverhältnis ausbildet. Das ist jedoch nur möglich auf Grund eines ungeklärten Begriffes von »charakteristisch«: was für die Hs im Sinne des Schreibverhältnisses bestimmend ist, ist nicht ein Charakter der Hs, der wie irgend ein anderer gedeutet werden kann; diese Bestimmung gibt vielmehr den Boden für die Deutung ab. Daß eine Hs eine Gelehrtenschrift ist, ist nicht eins ihrer Zeichen, sondern umgekehrt, weil sie eine Gelehrtenschrift ist, kann sie – und zwar in spezifischer Weise – gedeutet werden. Es ist keine Deutung, die neben die anderen treten könnte, wenn von einer Hs gesagt wird, daß sie eine Gelehrtenhandschrift ist, sondern eine Bestimmung des Gebietes und der Reichweite der Deutungen. Sofern die Graphologie von Michon an dazu tendierte, ihre Möglichkeiten unbeschränkt zu lassen und mit der Hs einen Gegenstand gewinnen wollte, der den ganzen Menschen zeigen soll, sah sie die Hs verhältnislos, bzw. sie sah die Schreibverhältnisse als graphologisch-inhaltliche Bestimmungen der jeweiligen Hs und wollte sich nicht darauf beschränken, Graphologie als Erkennung des menschlichen Charakters aus einem Verhältnis heraus zu betreiben. Dafür ist die Bildung des Begriffes »Durchschnittsduktus« bezeichnend. Seine Stelle hat bei Michon der noch rohe Begriff der »wahren Handschrift«. Bei Michon wird die Mannigfaltigkeit der handschriftlichen Äußerungen eines Menschen in die Vorstellung, welche er sich von »seiner« Handschrift macht, nicht mit aufgenommen. »Durchschnittsduktus« dagegen kann besagen,

daß eine bestimmte Gestalt der Hs dem Verständnis der anderen zugrunde gelegt wird. Michon berücksichtigt diese Mannigfaltigkeit jedoch nur, um sich dem Wechsel der Aspekte mit um so größerer Sicherheit entziehen und sich auf die wahre Hs zurückziehen zu können. S. 64: »Il est évident qu'il en sortira pour le graphologiste une dominante d'écriture qui rendra bien l'état permanent intellectuel et moral«. Die »dominante d'écriture« liegt ganz entsprechend dem »état permanent« in den handschriftlichen Formen, welche sich in allen Schriftproben durchhalten. Es kommt auf das an, was konstant bleibt und immer wieder mit gehöriger Intensität auftritt. Die »Wahrheit« ist eine Bestimmung des Was-Gehalts der Hs.: die »wahre« Hs ist diejenige, welche die für die Deutung richtigen Formen zeigt. Darin steckt die Grundvoraussetzung, daß jeder seine Hs hat, die ihm unbedingt natürliche, und dies gilt für alle gleichmäßig. Beeinflussung durch äußere Schreibumstände, ein besonderes der Hs zugewendetes Interesse, z. B. an ihrer Leserlichkeit, oder die Absicht, die Hs zu verstellen, können die wahre Hs fälschen. Ob ein solcher Fall vorliegt, muß vor dem Beginn der Deutung festgestellt werden, denn Deuten im wissenschaftlichen Sinn kann man nur die natürliche Hs eines Menschen. Somit wird die Bestimmung der Wahrheit einer Hs aus der Deutung selbst ausgeschaltet. »Wahr« und »unwahr«, »echt« und »unecht« sind also bei Michon nicht Bestimmungen der Weise, wie einer seine Hs hat; denn die unwahre Hs ist eben nicht wirklich die Hs des Betreffenden. Die Frage, inwiefern eine Hs wahr oder unwahr ist, hat nur Sinn als Frage nach der Echtheit des Verhältnisses, welches einer zur Schrift hat. Die Verhältnislosigkeit der Hs in der Michon'schen Graphologie wirkt sich darin aus, daß die Hs hier abgesehen von ihrer Bedeutung als Schrift betrachtet wird — also nicht nur, daß er das Geschriebene nicht liest, sondern er sieht von der Bestimmung der Schrift, daß sie gelesen werden soll, ab, welche Bestimmung als Verhältnisbestimmung die Verhältnismäßigkeit der Schrift selbst begründet. Dementsprechend wird »seine Handschrift haben« identisch mit eine »wahre Handschrift haben«. Diese wahre Hs stellt sich Michon ganz konsequent in jedem Augenblick des Schreibens als neu erzeugt vor.

Was Michon auf dieser Stufe erreicht hat, ist, daß er Hs als Gegenstand seiner Wissenschaft bestimmt hat. Jedes Schriftstück von einiger Länge, welches die normale, ungezwungene Hs eines Menschen zeigt, ist Gegenstand der Graphologie. Und was zum Thema gemacht werden soll, ist das »an« solch Geschriebenem, daß es Eigentümlichkeiten aufweist, die aus dem Zweck des Schreibens nicht zu erklären sind. Das Schriftstück wird vom Graphologen in eine bestimmte Hinsicht genommen: er sieht es daraufhin an, daß es eine Handschrift, die Schrift eines bestimmten Menschen ist. Und vorläufig ergab sich uns als das, was in diesem Hinsehen

gesehen wird, ganz gleichmäßig alles, was eine Hs von anderen Hsen unterscheidet ‹wofern die wahre Hs des Betreffenden vorliegt, welche alle Eigentümlichkeiten als gleich wahr in sich enthält›. Diese Eigentümlichkeiten werden als Gestalt der Buchstaben erfaßt im Unterschied zu ihrer bloßen Schreibform, von der gerade abgesehen wird. Dieses Absehen bezeichnet jedoch nicht eine prinzipielle Wendung, sondern bleibt abhängig von dem, wovon es absieht; die »Gestalt« der Buchstaben wird conform zu ihrer Zeichenbedeutung aufgefaßt. S. 38: »Mais s'il y a une liaison si intime entre la pensée et l'écriture, au point que cette dernière disparaisse en réalité, et ne soit plus qu'un signe sous lequel la pensée vibrante arrive instantanément à une autre pensée qui la perçoit, comment n'y aurait-il pas une liaison également intime entre la forme que reçoit cette écriture et les dispositions intellectuelles et morales de l'âme dont elle est le truchement inconscient et subit?« Ganz entsprechend wie die Buchstaben Zeichen sind, die den Inhalt des Geschriebenen lesen lassen, so sind die eigentümlichen Formen, welche man an ihnen findet, für Michon Zeichen der Charaktereigenschaften: er liest den Charakter aus der Handschrift.

Damit nimmt Michon eine sehr bestimmte Stellung gegenüber aller Graphologie ein, die sich auf Eindrucksurteile gründet und sich dem Nachverstehen entzieht, wo sie sich nicht gar in unkontrollierbaren Allgemeinheiten verliert. In diesem Sinne wendet er sich gegen Lavater und Henze. Lavater hätte keinen Begriff von der Graphologie als System gehabt; in einem solchen würden wissenschaftliche Gesetze über die Entsprechung der handschriftlichen Zeichen zu dem »Bewegen«, dem Gehirn ‹welches als Sitz der Seele und somit der Charaktereigenschaft gilt›, aufgestellt. Und in Bezug auf Henze, welcher in einer an Vergleichen, Bildern und Allegorien reichen Sprache über die Charaktere redet, fragt er sogleich: woher nimmt er seine Behauptung? Und das heißt: welche Zeichen könnte er angeben? Michon hat durchaus Recht mit dem Urteil, daß aus der weitschweifigen Chirogrammatomantie Henzes nichts für die Methode des Graphologen zu lernen sei. Henze spricht nicht nur ohne jede Erklärung ständig in Ausdrücken wie »Buchstabenäste« und »Dornen in den Buchstaben« oder von lebhaften, gutmütigen, zähen, freundlichen Buchstaben, sondern verwertet auch an und für sich als Charakterisierung einer Hs ohne weiteres verständliche Ausdrücke wie groß, fest, glatt, regelrecht, klar so »intuitiv«, daß man den Boden der Anschauung vollkommen verliert. Vielfach beweist sich tatsächlich ein Blick für die charakterologische Bedeutung der Hs; aber sofern Henze seine Deutungen an der Hs anschaulich ausweisen will, kann man ihm nicht kontrollierend folgen. Und das ist es, was das Auszeichnende der Bemühungen Michons ausmacht: er ging systematisch darauf aus, eine anschauliche Grundlage für seine Deutungen zu gewinnen, die er allgemein verfügbar machen könnte. Darin wirkte sich letztlich eine sehr op-

timistische Ansicht von der Möglichkeit einer allgemein zugänglichen Menschenkenntnis aus. Es schwebte ihm immer vor, aus der Graphologie ein Allgemeingut zu machen, und er konnte das wollen, weil er wußte, daß er handgreifliche Dinge zu lehren hatte, die »Zeichen«, welche er in der Hs gefunden hatte.

In seiner »Geschichte Napoléon Ier nach seiner Handschrift« analysiert Michon auf S. 66 ff. ein Zeichen, welches ihm speziell in der Hs Napoléons aufgestoßen ist. Im »système« wird es noch nicht aufgeführt, und es wäre einer dem »système« entsprechenden Ausformung auch nicht fähig gewesen. Wir bekommen an diesem Beispiel gut zu fassen, wie Michon aus einer Hs ein Zeichen herausieht. »La petite bête« ist für Michon das Zeichen einer »partiellen Verrücktheit«. Napoléons Hs zeigt es in einem ganz speziellen Zug: in einer bestimmten Form des p. ‹s. die Facs. bei Michon »histoire de Napoléon Ier d'après son écriture«, besonders S. 16, 28, 162›. Napoléon zieht das p in der Regel so sehr auseinander, daß in seiner Mitte ein großer, v-förmiger Spalt entsteht; in ausgeprägten Fällen ist der zweite Teil des Buchstabens zu einem übermäßigen Buckel ausgeweitet. Dieses p ist in der Hs Napoléons sehr auffallend, weil es auf diese Weise ganz entstellt wird: sei es, daß es durch die beiden verschiedenen Impulse nach rechts unten und nach rechts oben auseinandergerissen wird, sei es, daß es in einer der beiden Richtungen excessiv entwickelt ist. Abnormitäten dieser Art lassen sich nun aber in der durch und durch eigenmächtigen Hs Napoléons vielfach aufweisen; Michon selbst deutet darauf hin. Es hat jedoch einen Grund, warum er gerade das p als ein spezifisches Zeichen festhält. Dieser Buchstabe tritt in derselben seltsamen Gestalt in der Hs Napoléons immer wieder auf, von den ersten erhaltenen Schriftstücken an bis in die Unterschriften auf St. Helena. Und zwar kehrt er in seiner abnormen Form so gleichbleibend wieder, daß er aus gänzlich unleserlichen Zeilen der späteren Zeit in seiner charakteristisch ausgeprägten Form sofort herausspringt; oft ist er der einzig sichere Anhalt für die Entzifferung inmitten vollkommen dunkler Partien ‹s. z. B. das Facs. S. 180›. Es ist anzunehmen, daß das p sich in dem betonten Gebrauch, den Napoléon in seiner Unterschrift von ihm gemacht hat, zu der ausgeprägten und konstanten Form ausgebildet hat, welche Michon so fasciniert. In den Unterschriften sind die fraglichen Eigentümlichkeiten des p besonders herausgetrieben. Damit hängt zusammen, daß es in der späteren Zeit der einzige Buchstabe war, den Napoléon bei der Unterzeichnung neben dem N noch beibehielt. Dieser Buchstabe ist in der Tat in eigentümlicher Weise in der Hs Napoléons verankert, und Michon hat Recht, wenn er bei Napoléon eine gewisse seltsame Vorliebe für das p zu spüren meint.

So wie Napoléon ihn sich geformt hatte, war er seinem Duktus besonders gemäß, und Michon kann von ihm als dem charakteristischen Buchstaben der Napoléonischen Handschrift sprechen. Er beschreibt

ihn mit Ausdrücken wie »mouvement désordonné«, »developpement excessif«, disgracieusement beaucoup de place«. In diesen Bestimmungen liegt ein Bezug auf das Ganze der Hs Napoléons: der Buchstabe nimmt übermäßig viel Platz für sich, er stört die Harmonie, zerreißt den Buchstabenzusammenhang des Wortes. Schon für den ersten Blick bietet die Schrift das Bild einer ungeformt und rücksichtslos hin- und herschießenden Kraft; diese konzentriert sich in einzelnen Zügen von besonderer Wucht: in einem zurückgewendeten Haken, in einem herausstoßenden Schlußzug, in einer abrupten Druckbetonung oder in einem vorstürzenden Langbuchstaben. Und doch bröckelt diese Schrift nicht auseinander, so mannigfach sie auch hin- und hergerissen wird; die Gewalt, welche in ihr gewütet hat, hat sie nicht zerstört, gleichzeitig mit der extremsten innerlichen Zerissenheit behauptet sie eine beispiellose Kraft des Zusammenhaltens. Man kann die Bedeutung, welche Michon dem p der Hs Napoléons beimißt, nur dann unverständlich übertrieben finden, wenn man nicht mit uns annehmen will, daß bei Michon der eben geschriebene Gesamtaspekt in dem Heraussehen des fraglichen Zeichens aus der Hs wirksam war. Nach einer bestimmten Seite hin akzentuiert hat der Napoléonische Duktus in der abnormen Form des p durchaus eine volle anschauliche Repräsentation. Vereinzelte der sonstigen Buchstabenformen könnten so, wie sie sind, in einer »schönen« Hs vorkommen. In keinem anderen Buchstaben aber hat sich so wie in dem p der Duktus Napoléons verdichtet zu einer Form, die als ein Symbol dieser Hs gelten kann.

Doch mit einem solchen Resultat könnte Michon sich nicht zufrieden geben. Er bleibt nicht bei einem Zeichen der Hs Napoléons stehen, sondern er faßt diese Hs hinsichtlich des bestimmten Zeichens als einen Fall auf, als einen Fall von »petite bête«. Der theoretisch-systematische Gehalt der Entdeckung dieses Zeichens in der Hs Napoléons ist darin begründet, daß sich entsprechende Züge auch in anderen Hsen finden lassen. Erst damit haben wir ein Zeichen im eigentlichen Sinn. Es besteht in dem »trait désordonné, insolite, bizarre«. Damit ist das Zeichen allgemein verwendbar geworden; »la petite bête« ist nun eine Kategorie, unter welche die Hs überhaupt fällt. Das, was Michon an einer bestimmten Hs gefunden hat, wird ihm zu einer allgemeinen Möglichkeit; es handelt sich nicht mehr um diesen bestimmten Zug dieser Hs, sondern um ein Zeichen, das jede Hs haben oder nicht haben kann. Dabei ist es dasselbe Zeichen mit derselben Bedeutung, wenn es jeweils auch in einer speziellen Form auftritt.

Als die wesentlichen Motive bei der Zeichenfindung Michons zeigt uns dieses Beispiel die folgenden: die Gesamtansicht der Hs verdichtet sich nach einer auffallenden Seite in einer bestimmten Form, diese ist an ein Schriftelement gebunden (hier speziell an einen Buchstaben, es kann auch ein bloßes Moment der

Schrift sein⟩, welches als solches ständig wiederkehrt und sich so immer wieder als Gelegenheit für dieselbe Formung anbietet, in dieser Formung beweist die Hs Konstanz.

Das eben gegebene Beispiel sollte zeigen, wie sich die Anschauung einer Hs bei Michon zu einem Zeichen verfestigt. Ehe wir — um die Richtung zu zeigen, in der diese Verfestigung aufzulockern ist — den Zusammenhang seiner Handschriftenbetrachtung mit der »natürlichen«, vorgraphologischen Ansicht der Handschrift herausstellen und zu zeigen versuchen, daß sie eine Ausarbeitung derselben ist, nach Motiven, welche mit ihr schon gegeben sind, wollen wir zwei der Hauptzeichen des »systéme« untersuchen. Wie wir schon angemerkt haben, ist das »petite bête« nicht in das »système« aufgenommen worden, und zwar, weil ihm die volle Bestimmtheit mangelt, auf welche es Michon bei seinen Zeichen ankam. Wir wollen nun in der entgegengesetzten Richtung vorgehen und dartun, wie die Zeichen des »système« einer Auflockerung fähig sind. Erst in dieser Auflockerung haben wir sie so, wie Michon sie sah. Damit wird offenbar, wieweit das »système« mit seinen Zeichen dem eben analysierten Zeichen entsprechend ist und wie flüchtig orientiert die später üblich gewordene Kritik an der Zeichenlehre war, indem sie sich einfach bloß an die Formulierungen Michons hielt. Man vergaß dabei zu leicht, wieviel Michon an der Hs sehen gelehrt hatte.

Die rückläufige Schleife ⟨S. 221 ff.⟩ ist das Zeichen für den Egoismus. Welcher graphische Befund eigentlich maßgebend war, als das Zeichen von Michon fixiert wurde, hat man schon nicht voll erfaßt, wenn man nicht zugleich die Beziehung ins Auge faßt, welche dieses Zeichen zu dem gegenteiligen hat, dem Zeichen für den »rayonnant« ⟨S. 224⟩. Dieses zweite Zeichen besteht in der Einbindung der Großbuchstaben ⟨besonders des M, welches hauptsächlich Gelegenheit zum Anbringen der »Egoismusschleife« bietet⟩ in den Buchstabenzusammenhang; es entsteht also kein Zwischenraum zwischen dem Großbuchstaben und dem folgenden Kleinbuchstaben. Zu diesem Zeichen bildet die Egoismusschleife das Gegenteil, weil es bei ihr darauf ankommt, daß sich durch sie der Großbuchstabe oder sonst der Schriftteil, an dem sie gefunden wird, aus dem Fluß der Schreibbewegung herauslöst, insbesondere von den folgenden Buchstaben ablöst. Wenn man näher hinsieht, findet man, daß die bloße Form der Egoismusschleife für Michon so wenig bedeutet, daß er in dem Fall, wo eine solche Schleife mit dem nachfolgenden Buchstaben verbunden ist, des Egoismus sprechen will.

Durch diese Abhebung am entgegengesetzten Zeichen haben wir sichtbar gemacht, daß das Entscheidende des Egoismuszeichens die Ablösung des Buchstabens ist, welcher es trägt, und zwar nicht jede beliebige, z. B. nicht eine einfache, durch bloßes Abheben der Feder vom Papier entstehende Lücke im Buchstabenzusammenhang, sondern eine solche, die ihre höchste Ausbildung in einem

rückläufigen, einen Buchstaben in Selbstgenügsamkeit abschließenden Federzug findet. So stellt die ausgeprägte Egoismusschleife, wie Michon sie abbildet, nur die letzte Stufe der Entwicklung der Ablösung eines Einzelteils und der Ausbildung einer in sich verweilenden Form dar. Die Buchstabentrennung entwickelt sich zur Einrollung des Schlußzuges und findet so nach einer bestimmten Seite ihren stärksten Ausdruck. Der sich hier offenbarende Zusammenhang zwischen Buchstabenisolierung und Einrollung des Schlußzuges eines Buchstabens kommt in den Formulierungen Michons nicht zur Geltung, weil für ihn die ausgeprägten und typischen Fälle maßgebend sind. Und das ausgeprägte Zeichen für den Egoismus ist die »Einrollung«; die Unverbundenheit dagegen hat typischerweise ihre eigene, nicht notwendig mit dem Egoismus zusammengehende Eigenschaftsbedeutung. Trotzdem ist der fragliche Zusammenhang für Michon leitend gewesen; das beweist schon innerhalb der Zeichentheorie jenes Zeichen der Einbindung des M, welches das Gegenteil der Egoismusschleife sein soll, und hinsichtlich der Art, wie Michon sein Zeichen sah ⟨allen Formulierungen zum Trotz⟩ die Anwendung auf die Hs von Boileau ⟨S. 201⟩. In dieser finden sich die »crochets rentrants« nicht, welche man nach den vorausgehenden Bemerkungen Michons über diese Schrift erwarten muß. Die Absetzungen in dieser Hs sind ein Aequivalent für diese Schleifen.*

Wenn man berücksichtigt, daß es sich bei der handschriftlichen Form, die Michon fixiert hat, im Gegensatz zu dem vorliegenden Beispiel um ein sozusagen selbsgewähltes Insichkreisen und Fürsichbleiben der Bewegung handelt, so wird man in diesem primitiven Produkt nicht nur eine Bestätigung für den Zusammenhang der Trennung mit der Rückläufigkeit finden, sondern auch für die Sachangemessenheit der Richtung, in der sich die Deutung des »Egoismus«, welche Michon der rückläufigen Schleife gibt, bewegt.

Ein krasses Beispiel dafür, wie viel konkreter das ist, was Michon meint und wie es seine Deutungen faktisch bewähren, als es die dürren Zeichenbeziehungen, die das »système« formuliert, vermuten lassen, ist das folgende. Das mehr oder weniger verbindungslose Nebeneinanderstehen der Buchstaben, d. h. bei Michon

* Einen sehr schönen Beleg für den ursprünglichen Zusammenhang der Trennung mit der rückläufigen Schleife finden wir in der bildlichen Darstellung, welche in einem Liebesbrief einer Jukagirin (Sibirien) an Stelle der Schrift verwendet worden ist (mitgeteilt von Krahmer, zitiert bei Th. Danzel, »Anfänge der Schrift«, 1912). Der Brief ist mit einem Messer auf Birkenrinde geritzt. Die in dem rechten Haus befindliche Gestalt ist die Schreiberin des Briefes selbst (bei ihr ist wie bei der Russin links, ihrer Nebenbuhlerin, ein Zopf angedeutet). Die betonten, von den Köpfen ausgehenden Linien sollen die Liebesbeziehungen der vier Menschen darstellen. Die beiden, das ursprüngliche gegenseitige Verhältnis mit dem Mann symbolisierenden Linien werden durch die von der Nebenbuhlerin ausgehende zerschnitten. Und nun kreist die neue von der Jukagirin zu dem Manne hingehende Linie in sich und wird an ihrem Ende rückläufig (ähnlich wie des von der Jukagarin verschmähten Liebhabers rechts).

die mehr oder weniger hohe Zahl von Absetzungen ist das Zeichen für die »intuition«; die ausgeprägte Verbundenheit einer Hs dagegen ist das Zeichen für die »déduction«; dies sind zwei Hauptzeichen des Michonschen Systems. (Der Grad der Verbundenheit wird nach Michon durch Abwägen der Buchstabenlücken gegen die Buchstabenverbindungen festgestellt, wobei sich für den sogenannten »aequilibrierten« Duktus, welcher den mittleren Grad der Verbundenheit darstellen soll, ungefähr gleiche Zahlen ergeben. Tatsächlich gibt es aber weit mehr überwiegend verbundene als unverbundene Hsen.) S. 140 finden wir Napoléon I. unter die »intuitifs purs« eingereiht; dabei hatte er eine extrem verbundene Hs. Zwar sagt Michon selbst (Anhang S. 11), daß diese Einreihung Napoléons zu Unrecht geschehen sei; wir dürfen jedoch nicht annehmen, daß sie auf einem einfachen Versehen beruht. Ziehen wir nämlich die »histoire de Napoléon Ier« heran, so zeigt sich klar, daß in diesem Fall die Alternative, ob unverbunden oder verbunden, gar nicht zu entscheiden ist. Die Hs Napoléons ist für Michon in Wirklichkeit sowohl verbunden als auch unverbunden und zwar beides in extremen Grad, beides mit je eigenem Bedeutungsgewicht. In concreto zählt Michon nicht die Lücken gegen die Verbindungen ab, um so zu einem Verbundenheitsgrad zu kommen, sondern er läßt die beiden entgegengesetzten Zeichen nebeneinander bestehen. Es sind da zwei ganz verschiedene Dinge in der Hs Napoleons zu sehen. Der erste Eindruck ist der eines gehetzten Dahinstürmens, ein Zug geht durch die ganze Schrift, die Verbundenheit drängt sich vor. Sieht man nun mehr auf die Einzelformen, so wird der Charakter der Widerspenstigkeit und Sprödigkeit des graphischen Mediums für das Aussehen dieser Hs bestimmend, obwohl alles noch von einem Fluß zusammengehalten ist. Und trotz aller Verbundenheit kann man geradezu von der »Zerrissenheit« der Hs Napoleons sprechen. Diese Zerrissenheit kommt nicht immer gerade in den Absetzungen am deutlichsten zum Vorschein und besonders nicht in denjenigen Absetzungen, welche nach dem ersten Buchstaben stattfinden (auf diese legt Michon in sehr übertriebener Weise Gewicht, sie treten gar nicht so regelmäßig auf, wie er zu glauben scheint). Was es hier zu sehen gibt, und was Michon wirklich gesehen hat (wie die Deutung beweist, welche er dieser Hs hinsichtlich der fraglichen Eigenheit gibt), ist überhaupt nicht als ein »Zeichen« zu fixieren. Das Charakteristische der Hs kommt allerdings bei vielen Absetzungen eindringlich zur Geltung, besonders bei den sich so brüsk umwendenden d-Köpfen, welche wie Inseln der Besinnung in der rasenden Flucht dieses Schriftbildes anmuten, ein Anhalten und Sichanstemmen gegen das Fortgerissenwerden. (Die Verbundenheit der Schrift wird so in ihrer Bedeutung noch gesteigert, denn es zeigt sich hier, daß sie nicht ein einfaches Weitermachen in der Bewegung ist.) Solche Endigungen fangen den ganzen Schwung des Vorwärtsstürmens in sich auf und nehmen ihn in sich zurück,

deswegen sind sie meist sehr kräftig. Es ist ein Kampf zwischen einer sprengenden und einer zusammenhaltenden Kraft. Dafür ist auch bezeichnend, daß die Verbindung vielfach nachträglich und bloß für das Auge durch Überschreiben des Anfanges über den letzten Schlußzug hergestellt wird.

Was hier zu sehen ist, ist keine »nuance« der Unverbundenheit, wie Michon im Sinne seiner Theorie behaupten müßte; es gibt in Wirklichkeit keine Gattung der unverbundenen Hsen. Es liegt vielmehr so, daß die Hsen in verschiedener Weise (und entsprechenden Bedeutung, die ihrerseits auch nicht eine an sich in der »intuitivité« vorgebildete Schattierung ist) verbunden und unverbunden sein können. —

Die natürliche Ansicht der Hs kennt wesentlich drei Hinsichten, über die Hs zu sprechen: eine Hs kann 1. leserlich oder unleserlich, 2. schön oder häßlich, 3. sympathisch oder antipathisch sein. Diese Hinsichten scheiden sich nicht ausdrücklich voneinander, vielmehr wird man zunächst gerade die Schrift, welche einem sympathisch ist, auch schön nennen, und dieses Prädikat wird nicht leicht eine unleserliche Hs erhalten, sondern zunächst findet man eine Hs schön, wenn oder weil sie gut lesbar ist. Solches Einschätzen der Hs eines Menschen hat einen eigenen Boden. Als Medium der Mitteilung unterscheidet sich die Schrift von der gesprochenen Sprache dadurch, daß sie nicht in dem Zusammensein von Menschen die ursprüngliche Stätte ihres Vollzugs hat, sondern von jedem für sich in einer besonderen Bemühung erlernt wird, so zwar, daß er dabei noch kein Wort durch die Schrift mitteilt. Das Schreiben ist solcherweise durch eine Abständigkeit bestimmt, die beim Sprechen ursprünglich nicht vorkommt. Das an andere Geschriebene wird wesentlich nicht gerade dann gelesen, wenn es geschrieben wird, so, wie das zu andern Gesprochene während des Sprechens »an«gehört wird. Die Sprache isoliert von der Mitteilungsfunktion auszubilden, ist künstlich und führt folgerichtig zur Kunstsprache des Rezitators oder Schauspielers; das Schreiben als Tätigkeit bildet sich seiner Natur nach in einem Abstand von der Mitteilung aus, der aber doch kein Herausgenommensein der Schrift aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang bedeutet, weil die durch sie ermöglichte Art und Weise des Miteinanderseins von Menschen nicht unmittelbar mit diesem Tun verwirklicht wird, sondern prinzipiell erst durch das Geschriebene als objektiv vorliegende Zeichenmannigfaltigkeit vermittelt werden muß. Dieses Moment des Abstandes bestimmt denn auch die spezifischen Möglichkeiten der Graphologie im Gegensatz zu einer denkbaren charakterologischen Betrachtung der persönlichen Sprechweise. Dieses Moment ist es aber auch, welches die Ausbildung der Ansprüche, die an die Hs gestellt werden können, mitbegründet. Durch das Mittel der Schrift steht man mit einem anderen Menschen nicht in einem unmittelbaren Verhältnis, sondern in einer durch die Schrift

vermittelten Beziehung. — Die Schrift leistet das mehr oder weniger gut, d. h. sie ist mehr oder weniger gut lesbar. Sie ist die Hs eines Menschen, der mir näher oder ferner steht, auf Grund dessen kann mir die Hs selbst vertraut und weiterhin sympathisch oder unsympathisch sein. Sofern die mit der Abständigkeit des Schreibens gegebene Ungebundenheit der Schrift, welche darin liegt, daß das Schreiben über die Herstellung von festen Zeichen hinausschießt, ist die Möglichkeit einer bestimmten Gestaltung gegeben. In dieser Hinsicht entwickelt jeder seine Hs gemäß dem, was ihm an handschriftlichen Möglichkeiten überhaupt geläufig ist; die Hsen anderer stehen in Beziehung zu dem Gestaltungsvorbild, das einer hat (besondere Fälle z. B. die Hsen-Beeinflussung und -Nachahmung): die Hsen anderer gefallen oder mißgefallen.

Wird die natürliche Ansicht von der Schrift in die Lage versetzt, sich anschaulich auszuweisen, so verfällt sie auf das Zeigen: dies da! Warum einem eine Hs unsympathisch ist, das kann man entweder gar nicht sagen, oder man findet den Grund in Einzelformen und -zügen, die einem zuwider sind; die Schrift ist z. B. nach links schräg gestellt oder verschnörkelt; vielleicht sagt man auch, daß sie »unordentlich« oder »anmaßend« sei, wenn man aber sagen soll, was man damit meint, d. h. wie man zu diesen Urteilen kommt, wird man sich in dem einen Fall z. B. auf eine unregelmäßige Führung der Zeilen oder des Randes berufen, im anderen etwa auf einen übermäßig großen, breiten, druckstarken oder ausgebauchten Anfangsbuchstaben. Unleserlich ist eine Hs dadurch, daß Buchstaben in ihr nicht zu erkennen sind, dadurch, daß jemand bestimmte Formen vernachlässigt, wegläßt oder in ungewohnter Weise verändert. Und schließlich, wenn begründet werden soll, wieso eine Hs »schön« ist, so läuft das ganz entsprechend darauf hinaus, Momente in ihr aufzuzeigen, die einem gefallen, z. B. schöne Großbuchstaben (etwa typographische), klare und ausgeglichene Verteilung der Schrift innerhalb der Seite, Regelmäßigkeit, die sich im Einzelnen beweisen kann durch die Gleichmäßigkeit der Buchstabenhöhe oder der Neigung, oder durch gerade Zeilen u. s. f., »schön« geschwungene Bögen, usw.

Diese Möglichkeiten anschaulicher Ausweisung dessen, was gemeint ist, wenn man eine Hs »leserlich«, »sympathisch« oder »schön« nennt, gründet in der Beschreibung der Hs so wie sie hergestellt wird. Es heißt da: der Betreffende »macht« die Grundstriche so und so, er verschnörkelt die Schleifen, er schreibt nicht ordentlich auf einer Zeile, er vergrößert die Großbuchstaben in übermäßiger Weise. Die Teile und Momente der Schrift, welche die Träger der Eigentümlichkeiten werden, welche man in der Schrift sieht, sind diejenigen, die beim Schreiben, verstanden als Herstellung eines Schriftstückes, maßgebend sind. Sofern von gleichsam handwerklicher Herstellung der Schrift keine Rede mehr sein kann, sind es diejenigen, auf welche man sich zurückbesinnt,

wobei einem zwangsläufig das Schreiben *lernen* zur Orientierung wird. Von daher steht einem schon eine Analyse der Schrift zur Verfügung: Aufstrich, Abstrich, Winkel, Bogen, Schleife, Schnörkel, aus diesen Schriftteilen und den »Oberzeichen« ⟨ä, ö, ü=Strichelchen, i=Punkt und u=Haken⟩ sind die Buchstaben zusammengesetzt, die Buchstaben stehen auf der Zeile oder hängen von ihr herunter und sollen dabei eine gleichmäßige Neigung gegen sie haben, sie verbinden sich zu Worten, die Worte stehen getrennt nebeneinander auf der Zeile.

Hierzu kommt wesentlich nur noch die Vorstellung von »Ausgeschriebensein« einer Hs, damit meint man, daß sich einer das Schreiben vollkommen zu eigen gemacht hat und eine ausgebildete und abgeschlossene Art und Weise hat, über die Schriftformen zu verfügen. Man findet das Ausgeschriebensein einer Hs in einer gewissen Lockerung, Abschleifung und Umbildung der Fibelformen der Buchstaben. Durch diese der natürlichen Betrachtung zu Gebote stehende Analyse der Hs ist man instand gesetzt, alles was in einer Hs auffällt, als Eigentümlichkeit an einer bestimmten *Stelle* der Hs zu verankern. Alles, was in einer Hs auffällt, tut das als eigentümlicher Schriftzug.

Die so vorgebildete Möglichkeit der Handschriftenerfassung ergreift Michon und erweitert sie zu einem Grundstück seiner Graphologie. Was für die natürliche Betrachtung der Hs nur ein Mittel war, sich zu verständigen, über das, was in einer Hs zu sehen ist, wird für ihn die eigentliche Grundlage der Handschriftenanalyse. Vor der Deutung der Hs steht bei ihm ihre *Zerlegung* und die Gewinnung ihrer Zeichen. Gerade weil er in der Bestimmung dessen, was eine Hs sei, ihre Bedeutung als Schrift hat verschwinden lassen, fällt er nun, wo es darum geht, diesen Gegenstand einer Erfassung zugänglich zu machen, in die Bestimmungen zurück, welche der Hs schon als bloßer Schrift zukommen. Die *Handschriftlichkeit* der Formen ist als das *über die Schriftbedeutung Hinausschießende* des Geschriebenen gesehen. Die eigentümlichen Formen einer Hs sind also Abweichungen, Veränderungen, Ausgestaltungen der Nur=Schrift, und sofern diese aus Zeichen zusammengesetzt ist, ist es die Handschrift auch. Nur ist die Zusammengesetztheit hier ohne Sinn, bloßes Nebeneinandervorkommen. Wie die Zeichen in ihrer Form zu bestimmen seien, ist noch offen, dagegen steht fest, daß sie als die verschiedenen Formen der Schriftzeichen vorkommen und weiterhin als die der höheren Einheiten, welche diese bilden, also der Worte, Zeilen, Seiten. Die Bestimmungsweise Michons ist die Radikalisierung der in der natürlichen Ansicht von der Hs ausgebildeten Möglichkeit der Heraushebung einzelner Formen. Radikalisierung in dem Sinn, daß er auf die letzten *Schriftelemente* aus ist. Zu diesen will Michon sich durcharbeiten und aus ihnen dann jede bestimmte Hs *zusammensetzen*. Die nächste Konsequenz dieses Vorhabens ist die, daß die einzelne Hs aus dieser »anatomie graphique« ⟨S. 66 ff.⟩ *verschwindet*. Es zerfallen ja alle Hsen in *dieselben*

Elemente; es kommt nur darauf an, deren Umkreis zu erschöpfen. Das will Michon durch Zerlegung der Hs in ihre Formstücke erreichen, eine Zerlegung, welche schließlich zu den Grundfiguren kommt, deren mögliche Varianten ihm aus ihrer geometrischen Variabilität vorbestimmt sind. Was für Michon die Sicherheit dieses Zerlegungsverfahrens ausmacht, ist, daß er glaubt, nicht fürchten zu müssen, etwas an der Hs zu übersehen. Alles was an der Hs überhaupt zu sehen ist, muß ja an ihren Stücken wiedergefunden werden können.

Michon macht mit der Zerlegung nicht Halt bei den Elementen der Kalligraphie, die wir oben aufgezählt haben, sondern er versucht, alle Formen in geometrische Grundbestandteile aufzulösen. S. 67: »le point est l'élément graphique primordial«. Mit diesem Satz leitet er seine Analyse ein. Es ist nicht möglich, das Programm durchzuführen, welches in diesem Satz enthalten ist. Wenn es M aber auch nicht gelungen ist, mit der Zurückführung der Zeichen auf einfachste geometrische Grundformen das ihm vorschwebende Ideal zu erreichen, so ist dieser Leitgedanke doch die entscheidende Hinsicht gewesen, in die er das stellte, was ihm aus der Hs als irgendwie wichtig und auffällig zugesprungen war. Die eigentlich systematisch-wissenschaftliche Ausbildung dessen, was er sah, nämlich die Gewinnung und Fixierung desselben als Zeichen, war von diesem Leitgedanken beherrscht. In der »anatomie graphique« folgen auf den Punkt der Reihe nach: die gerade Linie, der Winkel, der Bogen. Von da ab gilt der Buchstabe als dasjenige Element, welches die Eigentümlichkeiten der Hsen trägt. Aus ihnen setzen sich dann auch die Worte zusammen, und diese wiederum bilden die Zeilen. Michon erhebt den Anspruch, die Hs durch dieses Aufbauen von ihren Elementen her verstehbar zu machen. Jede höhere Stufe ist nichts anderes als bloße Kombination aus Formen der vorausgehenden Stufe. In dieser Reduktion wirkt sich Michons Tendenz auf exakte und vollständige Erfassung der Hs aus; die Formen der niedrigeren Stufen sind wegen ihrer größeren Einfachheit am genauesten zu bestimmen und lassen, je weiter man zurückgeht, eine umso sichere Übersicht über ihre möglichen Varianten zu, ohne daß man die Hsen selbst heranziehen müßte. Hierfür ist bezeichnend die Bemerkung Michons auf S. 67: »On peut faire toute une écriture très-compliquée, très-belle, avec des sections de ligne droite«. Hier ist also speziell die Grade gegenüber dem Bogen das Einfachere. In diesem Sinn ist für Michon die Keilschrift der Assyrer das primitivste Schriftbeispiel; sie verwendet nur Kombinationen von geraden Linien. Wie problematisch eine solche »Einfachheit« ist, geht daraus hervor, daß sie in der Keilschrift erst durch die Anforderungen einer neuen Schreibtechnik entstand, welche es nicht erlaubte, Bögen zu schreiben. Ein anderes Gegenbeispiel: im Vollzug des Schreibens ist es gerade »einfacher«, eine Linie zu machen, die für das Setzen eines Punktes erforderliche Schreibbewegung ist die differenziertere. Ein flüchtig in schnellem Schreiben gesetzter Punkt kann wieder mehr zu einer Linie werden. Ein akzentförmig geratener Punkt in der Schrift

ist auch für den Graphologen noch ein Punkt, seine rein figürlich nicht punktmäßige Form hebt sein Punkt-Sein im Sinne der Schrift nicht auf. Diese Gegenbeispiele zielen auf den folgendermaßen zu formulierenden Einwand: daß die Hs durch die Zusammensetzung aus Elementen, welche sich bei ihrer vollständigen Zerlegung ergeben, bestimmbar ist, besagt nicht mehr, als daß die Hs aus solchen Elementen besteht, schließt aber nicht in sich, daß damit die Struktur der Hs gewonnen ist. Einem solchen Einwand gegenüber würde sich Michon darauf zurückziehen, daß es ihm zunächst allein darum geht, die Mittel zu gewinnen, um die Schrift durch die Figuren zu bestimmen, welche in ihr vorkommen können. Er wird von der Überzeugung geleitet, daß eine Hs — ganz abgesehen davon, was hinter den einzelnen Formen als charakterologische Bedeutung steckt — einer figürlichen Bestimmung müßte unterworfen werden können, weil sie doch ein mehr oder weniger kompliziert zusammen gesetzter Linienzug sei. Damit legt sich M. jedoch auf einen bestimmten Seinssinn fest. Als Kombination von Schriftzeichen, als ein zusammengesetzter Linienzug oder aber als ein Charakter bekundender Bewegungszusammenhang »ist« das Ganze des Geschriebenen jeweils etwas Verschiedenes. M.'s Auffassung von der Realität der Hs setzt sich darin durch, daß die Handschriftenanalyse konsequent als Handschriftenzerstückelung betrieben wird. So dringt M. zu Schriftelementen und bestimmten Formen ihrer Zusammensetzung als den graphischen Grundbestimmungen der Hs durch. Punkt, Linie, Winkel, Bogen werden auf die Formen untersucht, die sie in der Hs haben können. Ein Punkt kann z. B. fein oder dick sein, mehr kreisförmig oder mehr akzentförmig; eine Linie gleichmäßig dick oder verstärkt (am Anfang, in der Mitte oder am Ende); ein Winkel spitz, recht, stumpf — oder nach einem anderen Gesichtspunkt: am Scheitel mehr oder weniger gerundet. Hauptsächlich die Buchstaben werden die Träger der handschriftlichen Eigentümlichkeiten. Bei der Durchführung der rein figürlichen Betrachtung machen sich nämlich Schwierigkeiten bemerkbar: eine Schrift ist z. B. deswegen winklig, weil sie da Winkel aufweist, wo die Vorschrift Bögen verlangt. Das Eckigsein einer Hs ist also nicht als das Vorhandensein von Winkeln überhaupt zu definieren, sondern als das Auftreten eckig umgeformter Buchstaben, die an sich rund sind. M. verläßt hier das Prinzip der elementaren figürlichen Feststellungen, indem er die Buchstaben als die eigentlichen Elemente einführt. Es werden ihnen nicht nur Eigenschaften wie groß, klein, breit, schmal usw. zugesprochen, sondern auch solche, die man eigentlich von der Schrift selbst, vom Ganzen der Schrift, aussagt, wie etwa »tremblottant«, »disgracieux«, »négligé«. Die Regelmäßigkeit einer Hs wird bei Michon erfaßt als die Regelrechtheit der Buchstaben, die Geneigtheit als schräger Grundstrich, die Abgesetztheit als Fehlen der Verbindungsstriche. Ein Wort wird als »Gruppe« von

Buchstaben »erklärt«, eine Zeile als »Reihe« von Worten. Die spezifischen Weisen der Gestaltung, welche Wort und Zeile in einer Hs finden können, sind aber nur zu gewinnen, wenn man sie in der Bedeutung nimmt, die sie für das Schreiben haben. Die Zeile als der Weg des Vorwärtsschreitens der Schreibbewegung, das Wort als eine Schreibeinheit (beispielsweise dadurch bestimmt, daß sie einer in einem Zug bewältigt, während ein anderer öfters ansetzen muß). Unter dem Titel »position des lettres« spricht Michon S. 70 von der Eigenschaft der Buchstaben, daß sie in einem Wort erste oder letzte sein können. Sofern die isolierten Buchstaben einer Hs sich das gar nicht ansehen lassen, wo und wie sie im Wort stehen, handelt es sich bei dem, was Michon eigentlich meint, um spezifisch Wortmäßiges, der Schlußzug eines Wortes ist nicht Teil des letzten Buchstabens, das »mot gladiolé«, das schließlich in einen »Faden« ausläuft, ist nicht als ein Wort mit kleinerwerdenden Buchstaben anzusehen. Es wäre zu fragen, was die figürlichen Bestimmungen, die als solche natürlich anwendbar sind, für die Bedeutung des Wortes, wie es in einer Hs da ist oder für die Zeile, wie sie in der Vorwärtsbewegung des Schreibens zustande kommt, besagen können.

Nachdem Michon wiederholt hat, daß jede Hs aus Winkeln, Bögen usw. zusammengesetzt sei, sagt er (S. 93): »La science graphologique repose sur la décomposition au regard de ces éléments constitutifs«. Mit der Zerlegung der Schrift in ihre Elemente ist das Entscheidende also schon getan. Noch zwei Schritte sind übrig: erstens muß festgestellt werden, in welcher speziellen Gestalt die gefundenen Elemente als Zeichen in der Hs vorkommen (sie sind nämlich noch nicht die Zeichen selbst), und zweitens ist die charakterologische Bedeutung dieser Zeichen zu erforschen.

Der erste dieser Schritte vollzieht sich in der Weise, daß das, was die »décomposition« ergeben hat, in der Hs verankert wird. Dabei nimmt Michon jeweils an einer bestimmten Hs nur ein Interesse, sofern sie das Zeichen aufweist, um das es sich gerade handelt. Er braucht sie nur insoweit, als sie die betreffende Eigentümlichkeit erkennen läßt. Darin liegt die Vormeinung, daß der Sinn eines Zeichens unabhängig von dem Zusammenhang sei, in dem alle Zeichen stehen. So kann er sich mit ganz kurzen Faksimiles begnügen, welche in vielen Fällen die Hs nur unvollkommen wiedergeben. Andererseits braucht er im allgemeinen für jedes neue Zeichen ein neues Handschriftenbeispiel. Das, woran er die Zeichen anschaulich macht, sind »écritures-types«. Als solche zeigen sie wesentlich ein Zeichen; M. greift nur in ganz wenigen Fällen ein zweites Mal auf eine frühere Hs-Probe zurück.

Das, was Handschrift ist, wird als »Zeichen« in immer derselben Weise abstrakt isoliert: von dem Bewegungszusammenhang der Hs wird abgesehen zugunsten eines bloßen

Nebeneinanders von Figuren, welche getrennt festgehalten werden. Deswegen erfährt der Sinn von Hs durch neue Zeichen keine weitere Bestimmung. Die Analyse der Hs selbst steht im »système« überhaupt nur soweit in Frage, als es gilt zu zeigen, daß es in ihr Zeichen gibt. Dafür eignen sich die extremen Fälle am besten. Die Beispiele sind so gewählt, und ihre Besprechung wird so geführt, daß man mehr das Zeichen als die Hs sieht. Auf das Beispiel folgt das Gegenbeispiel: eine Hs mit dem »entgegengesetzten« Zeichen; damit wird fest begrenzt, was es zu sehen gibt. Das Zeichen tritt aus der Hs heraus — nicht nur in dem Sinn, daß es dadurch erfaßt wird, sondern auch in dem, daß es als eine Form gesehen wird, die an und für sich ihre Bestimmtheit hat und in anderen Hsen als dieselbe wiedergefunden werden kann. Erst darin bewährt sich das »Zeichen«. Es erwächst aus dem Handschriftenvergleich. Es liegt für Michon nicht in der Hs, was in ihr und für sie als ein Zeichen zu gelten hat, vielmehr ist dasjenige an ihr, was zu einem Zeichen führen kann, das, wodurch sie auffällt im Vergleich mit anderen Hsen. Es wird als Abweichung von dem bestimmt, was man in Hsen sonst zu sehen gewohnt ist und demgemäß erwartet. Wenn Michon die Zeichen ausdrücklich durch den Vergleich bestimmt, so gilt ihm die Schreibvorlage der Fibel als Repräsentation der Norm. Von hier aus gesehen ist die oben besprochene »décomposition« nur die Fortsetzung der Herauslösung der auffallenden Eigentümlichkeiten aus der Hs. Voll ausgebildet wäre sie für Michon die ideale Fixierungsweise für das, was er in einer Hs gesehen hat. Er kann die im Grunde viel konkreter geleitete Anschauung von der Schrift nicht an ihr selbst bestimmen. Das zeigt sich an dieser Stelle sehr deutlich darin, wie sich seine Zeichen in äußerlicher Weise aus den Grundformen zusammensetzen. Die meisten Zeichen werden nämlich als einfaches, unverbundenes Miteinandervorkommen bestimmter Elementareigenschaften oder Formen definiert. Michon macht nie den Versuch anzugeben, was die verschiedenen Eigenheiten zu der Bedeutung eines Zeichens verbindet. — Da sich die Erfassung einer Hs immer an ihre Einzelformen hält, müssen diese — so wie sie sind — feste Eigentümlichkeiten der Hs sein. Sie müssen sich mit Regelmäßigkeit wiederholen, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Was keine Konstanz in diesem Sinn hat, ist keine sichere Unterlage für die Deutung.

Der Graphologe Henze kennt keine Zeichen wie Michon; die Charakterbedeutung handschriftlicher Züge ist ihm unmittelbar im Anschauen der Hs gegenwärtig; aus dem Sehen der Hs spricht er direkt über den betreffenden Menschen. Bei Michon schiebt sich ein Stadium, welches rein der Untersuchung der hslichen Formen gewidmet ist, dazwischen. Die »Reinheit« dieser Untersuchung liegt darin, daß in der figürlichen Bestimmung der Hs eine Weise sie zu erfassen gefunden ist, welche charakterologische Bestimmungen zu-

nächst noch fernhält. Die charakterologische Bedeutung dessen, was seine figürliche Zerlegung findet, ist Michon anderweitig gesichert. Durch diese Teilung der Aufgabe verschafft er sich ein Entlastung. Diese wird in der Formenuntersuchung der Schrift als Unverbindlichkeit der Zerlegungsweise offenbar. Bevor noch die von Michon behauptete Entsprechung zwischen Hs und Charakter untersucht ist, steht hier schon fest, daß sie sich in eine Summe von unzusammenhängenden Einzelentsprechungen zwischen bestimmten handschriftlichen »Formen« und Charakter»eigenschaften« auflöst. Der Isolierung der Hs in ihre ‹»Zeichen« ausmachenden› Einzelzüge entspricht die Bestimmung der Notwendigkeit, welche den Beziehungen zwischen Charakter und Hs beigemessen wird. Diese Beziehungen können infolgedessen nur als Beziehungen von Ursache und Wirkung erklärt werden. Bei der Kritik der späteren Versuche, die gemacht worden sind, um die Zeichentheorie Michons zu überwinden, wäre auch nach den berechtigten Motiven der Schriftzerlegung zurückzufragen. Hier soll nur auf das hingewiesen werden, was schon bei Michon als eine positive Auswirkung dieser Motive in seiner Zeichentheorie zur Geltung kommt und die Grundlage für die späteren graphologischen Forschungen geworden ist.

Ohne es zu wissen und zu wollen, hat Michon sich bei den Zügen der Hs, die er in seine Zeichensammlung aufnahm, instinktiv meist an diejenigen Seiten der Hs gehalten, welche für ihre Bedeutung als Handschrift maßgebend sind. Nicht weil er den »Rohstoff« für die wissenschaftliche Graphologie geliefert hätte, aus dem sie dann erst etwas machen konnte ‹die Auffassung von Klages*›, sondern weil er bei dem Festhalten handschriftlicher Gestalten von Motiven geleitet war, mit denen die Tendenzen, die er dabei verfolgte, nur wenig zu tun hatten, ist er weit über die Grenzen hinaus, welche seiner Arbeit durch die im »système« verengend wirkende Selbstauslegung gesetzt sind, für uns wichtig geworden. In seiner Zeichentheorie ist eine Lehre von der Struktur der Hs enthalten, in dem Sinn nämlich, daß man durch sie auf die Stellen und Seiten der Schrift aufmerksam gemacht wird, auf die es ankommt. Daß M. das, was da jeweils zu sehen ist, im Sinne einer realistischen Auffassung immer als ein Stück der Hs bestimmte, als eine Figur, die man ausschneiden könnte, ist ein weiterer Schritt, den man nicht mitzumachen braucht, bez. wieder zurück machen muß. Die Hs wird nicht mehr als ein Linienzug angesehen, sondern sie hat Stellen, wo sie in ausgezeichneter Weise für den Graphologen sich präsentiert — und das jeweils in spezifischer Weise. Ein Großbuchstabe kann mehr und anderes zur Erscheinung bringen als ein Kleinbuchstabe, ein Anfangsbuchstabe bietet andere Formungsmöglichkeiten als ein Endbuchstabe, ein frei endigender Zug andere

* »Graphologische Prinzipienlehre«, unter dem Pseudonym »Erwin Axel« in den »Graphol. Monatsheften«, 1904, S. 1—2.

als ein Verbindungstrich, und wieder unter anderen Bedingungen stehen die isolierten Teile der Schrift, die Oberzeichen und Querstriche. Und dies alles lernen wir durch Michon so kennen, daß eine Hs nun für uns von vorne herein artikuliert* ist, nämlich so, daß wir wissen, wo zu suchen ist, d. h. daß wir die entscheidenden Stellen kennen und eine erste Kenntnis der graphologisch wichtigen Formen gewinnen. Wie es zu solcher Artikulation in der Hs kommt, wird bei Michon nicht einsichtig, weil er in der Analyse der Schriftformen nicht auf ursprünglichem Boden stand. Aus der Weise wie das Schreiben vollzogen wird, müßte man zu verstehen suchen, wieso sich die Hs in der Weise differenziert, wie es Michon an ihren Formen nachträglich ablesen kann. Er sieht die Differenzen als objektiv nebeneinander vorhandene und versucht nicht, sie in ihrem Möglichsein, d. h. aus ihrem Ursprung, zu verstehen.

An diesem Zusammenhang ist Michon nicht interessiert, ihm kommt es auf die Tatsache der Differenziertheit des fixierten Geschriebenen als solche an und darauf, die bestimmten sich dabei ergebenden Formen festzuhalten. Ein Zeichen wie das oben besprochene »petite bête« hat schon eine Sonderstellung, weil es nicht auf eine bestimmte Form festgelegt wird. Neben das p der Schrift Napoleons tritt z. B. als »petite bête« in einer anderen Hs ein »kometenförmig« ausgezogener i-Punkt. Im Gegensatz zu den anderen Zeichen ist die »petite bête« formal bestimmt als der »bizarre Zug«. Ein solches Zeichen kann auch nicht durch Abbildung (in diesem Sinn fungieren nämlich die »écritures-types«) mitgeteilt werden. Das Aussehen des bizarren Zuges kann nicht als eine Form beschrieben werden, denn bizarr ist ein Zug nur innerhalb einer ganzen Hs. Die Bedeutung des Zeichensystems bei Michon ist jedoch die, einen unabhängigen, festen Standpunkt gegenüber der einzelnen Hs zu gewinnen. Die Zeichen sind das, worauf es allein ankommt, und Michon macht sich mit einer Hs nur so weit bekannt, daß er alle ihre Zeichen aus ihr herauslesen kann. Da die Zeichen eine geschlossene Menge bilden, wird eine Hs bei der Deutung in einer fertig ausgebildeten Hinsicht angesehen. Es handelt sich bloß darum, die Zeichen, die man schon kennt, in ihr wiederzufinden. Wenn man nur Vollständigkeit im System der Zeichen voraussetzen darf, kann damit jede Hs von vorne herein graphologisch als erledigt gelten, sie gehört je nach den Zeichen, welche sie aufweist, in verschiedene bekannte Klassen von Schriften, die je ein Zeichen gemeinsam haben. Diese Klassenbildung hat Michon so weit getrieben, daß sie alle Möglichkeiten umfaßt. Natürlich muß er zugeben, daß das jeweilige Zeichen in der einen oder anderen Hs noch anders spezifiziert sein könnte, aber das fällt für ihn schließlich in den Bereich der Subtilität, die nichts mehr besagt.

* S. a. die Ausführungen im zweiten Teil der Anm. unten auf S. 41—42.

Wofern die Hs nämlich überhaupt aus Zeichen bestimmt werden kann, werden diese feinen und feinsten Unterschiede schließlich unwesentlich: sie kommen für eine solche Ansicht von der Hs nur mehr als kleinste Häufigkeits-, Intensitäts- und Gradunterschiede der Zeichen zum Vorschein. Michon schützt sich auf diese Weise vor den unbequemen Forderungen, welche sich aus seinem methodischen Ansatz gegen ihn selbst ergeben könnten. Sein ursprüngliches Interesse ist, im Studium der Hs die Menschenkenntnis zu einem festen, eindeutigen Wissen auszubilden.

Wir suchen im folgenden Antwort zu geben auf die Frage, was »Charakter« innerhalb dieser Graphologie besagt.

Michon vergleicht die Leistung der Graphologie öfters mit der der Photographie: so wie diese die Gesichtszüge eines Menschen festhält, mit derselben Treue und Genauigkeit gibt jene die Seele des Menschen wieder, »l'homme photographié par son écriture«. Den »Zügen« der Photographie entsprechen die Eigenschaften der graphologischen Charakteristik. Wie uns die Photographie eines Menschen zeigt, wie er aussieht, ebenso läßt uns die Graphologie wissen, wie er in seinem eigentlichen Wesen ist. Durch diese Leistung erweist uns die Graphologie einen großen Dienst, weil sie wirkliche Menschenkenntnis möglich macht; diese kann nach M. alle menschlichen Beziehungen befruchten. Er entrollt weite Perspektiven für die Wirkungen solcher Menschenkenntnis, und er selbst hat seine Deutetätigkeit weit über die Grenzen der »Portraitcharakteristiken«, wie sie im allgemeinen das Gebiet der graphologischen Praxis begrenzen, ausgedehnt. Er hat versucht, die graphologische Betrachtung in die Wissenschaft von der Entwicklung der Schrift einzuführen, und dabei die geschichtliche Entwicklung im Zusammenhang mit den Veränderungen der Schrift zu verstehen ‹»Etude sur l'écriture des Français depuis l'époque mérovingienne, dans ses rapports avec le génie, le caractère et les moeurs de la nation Française«.› In der »Histoire de Napoléon Ier d'après son écriture« versuchte er eine graphologische Biographie zu schreiben, und kurz vor seinem Tode faßte er den Plan eines großen »Dictionnaire des notabilités de la France dans l'administration, l'armée, l'art, l'industrie, la science usw.«, von dem noch ein kleinerer Teil erschien. In seiner graphologischen Zeitschrift hat er fortlaufend Hsen von aktuellem Interesse analysiert. Diese Publikationen zeigen uns, wie Michon sich die Nützlichkeit und Bedeutung der Menschenkenntnis vorstellte, welcher seine Wissenschaft dienen sollte. Die Menschenkenntnis sollte durch die Graphologie auf eine anschauliche Grundlage gestellt werden, die streng gesichert werden konnte. Mit ihren Begriffen geht die im »système« niedergelegte Menschenkenntnis nicht über die in dem alltäglichen Besprechen von Mitmenschen umlaufenden Charakterisierungsweisen hinaus. Deren prinzipiellen Mangel sieht Michon nur in der Möglichkeit der Täuschung, besonders soweit sie dadurch entsteht, daß sich einer für andere un-

durchsichtig macht. Man muß die Mittel ausbilden, den wirklichen Charakter eines Menschen zu fassen zu bekommen, dann hat man »ihn selbst«, wie er »ist». Die alltägliche Charakterisierungsweise soll also gesichert werden gegen die Täuschung. Sie beruht auf unrichtiger Charakterisierung; das stellt sich durch die Enttäuschung heraus. Es wird etwas gesucht, das gegenüber dem möglichen Umschlagen der Charakterisierung in der Enttäuschung stand hält und fest steht. Michons charakterologische Bestimmungen sind keine anderen als die populären Eigenschaften und zwar so genommen, wie sie für die Menschenkenntnis relevant werden: als Eigenschaften des Menschen in der Gesellschaft, d. h. wesentlich des Menschen innerhalb des Kreises seiner Bekanntschaft und des Menschen im Beruf. Das Ziel dieser Menschenkenntnis ist, den Menschen übersehen zu lassen, so, wie man sich das wünschen möchte, wenn man mit ihm zu tun hat. Man soll von vorne herein unterrichtet werden, wessen man sich zu versehen hat mit den Menschen. Als den eigentlichen Antrieb dazu, solche Menschenkenntnis der Vorausberechnung zu gewinnen, bezeichnet Michon selbst die Enttäuschungen, die einem immer wieder aus den Beziehungen mit Menschen erwachsen. Enttäuschungen in diesem Sinne sind Enttäuschungen hinsichtlich dessen, wie sich ein Mensch zu einem selbst verhält. Der Sinn der von M. intendierten Menschenkenntnis ist, die Quellen des möglichen Verhaltens eines Menschen übersehbar zu machen. Enttäuschungen sind für ihn nur möglich auf dem Grunde von Täuschungen über den Charakter den Partners. Als die ursprüngliche Quelle der Menschen kennenden Eigenschaftscharakterologie erweist sich hier das enttäuschte Verhältnis. Übrigens nicht jedes Verhältnis, sondern bestimmte, nämlich »Beziehungen« wie die von Geschäftsfreunden, von Leiter und Angestelltem, von Pädagoge und Zögling — das sind klassische Fälle für diese Menschenkenntnis und Hauptanwendungsgebiete der Graphologie im Stile Michons — überhaupt jedes letztlich unverbindliche auf-einen-anderen-Angewiesensein, mit-einem-anderen-Zusammenhängen. Dem reaktiven Ursprung aus dem enttäuschten Verhältnis gemäß sind die hier entspringenden Charakterisierungen wesentlich negativ. Solange die Schüler fleißig und aufmerksam sind, geht der Unterricht vorwärts. Solange alles in Ordnung ist, wird für den Lehrer das Verhältnis zu den Schülern nicht in dem Sinn ausdrücklich, daß er in die Lage käme, ihr Verhalten als ‹besonders!› »fleißig« und »aufmerksam« zu bestimmen: der Akzent liegt für ihn auf dem Fortgang der Sache. Erst wenn dieser Widerstände findet, hat er Anlaß, sich eine Meinung über seine Schüler zu bilden. ‹S. a. »jemandem seine Meinung sagen« — nämlich über ihn und zwar eine schlechte.› Die Charakterisierung ist in diesem Fall ein Index dafür, wie er das Verhältnis fortsetzt: »faule« Schüler muß man zum Arbeiten bringen. Das Auftreten des »man« kennzeichnet die Objektivierung des Verhältnisses. Jetzt

erst ergibt sich neben der negativen auch die positive Charakterisierung. »Fleißig« und »aufmerksam« sind hier wesentlich als nicht-faul und nicht un-aufmerksam bestimmt. Dieser Vorrang des Negativen betrifft die Charakterisierung, ihm steht gegenüber der seinsmäßige Vorrang des Positiven, welches eine solche Charakterisierung allererst möglich macht, in diesem Fall der »Arbeit«. Nur sofern der Mensch durch »Arbeit«, nämlich zur Arbeit bestimmt ist, kann er überhaupt durch »faul« (und »fleißig«) charakterisiert werden. Faulsein ist eine Weise, seine Arbeit zu tun.

Für Michons Charakterologie sind diese Verhältnisse objektiv bestimmt: faul oder fleißig zu sein, sind zwei Anlagen, als solche hat sie jeder, bloß ist bei dem einen die eine, bei dem anderen die andere entwickelt. Als Charakterologe ist Michon von vorne herein außerhalb eines eigentlichen Verhältnisses zu dem Menschen, dessen Charakter beurteilt werden soll. In Bezug auf solche Verhältnisse will er beraten und warnen, voraussehen und erklären. Dafür muß er die Verhältnisse »übersehen«, und dementsprechend will er Übersicht über den Charakter eines Menschen gewinnen. Den vorbildlichen Fall des übersehbaren Charakters stellt der Typ dar. Die Michon'sche Charakterkunde ist daher unausdrücklich an Typen orientiert. Die Schriftbeispiele sind »écritures-types«, und sie tragen regelmäßig die plurale Unterschrift »les ...«. Der Geizhals, der Verschwender, der Egoist, der Willensmensch, der intuitive Kopf, der Phantast, der Querkopf: das sind die Haupttypen, von denen Michon ausging. Und an den Hsen solcher Menschen entdeckte er die wichtigsten und verläßlichsten seiner Zeichen. Dabei ist Michon nicht darauf aus, eine Typologie der Charaktere zu schaffen, er ist sich der Rolle, welche diese Typen in seiner Charakterkunde spielen, gar nicht bewußt. Es ist seine Leitidee, jeden Charakter so übersehbar zu machen, wie man meinen kann, einen Menschen durch und durch zu kennen, wenn man etwa von ihm weiß, daß er ein rechter Geizhals ist. So, wie ein solcher Typ schon aus einem Gesichtspunkt zu übersehen ist, so soll jeder Mensch übersehbar gemacht werden. Und das heißt, daß man seine Handlungen als Wirkungen fester Eigenschaften erklärt. Dabei bleibt Michons Begriff von Charaktereigenschaft noch an dem Charaktertyp orientiert: bei ihm hat die betreffende Eigenschaft ihre vorbildliche Ausprägung. Im Verhältnis zu dieser gibt es nur ein Minder an Intensität, und das beruht auf der geringeren Entwicklung der Anlage, die der Eigenschaft zu Grunde liegt. »Egoisme« z. B. ist »développement du sens personnel«, »oubli du moi« »développement du sens impersonnel«, »exaltation« développement du sens exalté«, »modération« »développement du sens retenu«. Gleichzeitig mit dieser Verankerung der Eigenschaften vollzieht sich ein wichtiger Schritt in der Organisierung der Menschenkenntnis im Sinne der spezifischen Möglichkeiten, welche die Graphologie hat. Die Mannigfaltigkeit der Eigenschaften wird nämlich auf das redu-

ziert, was graphologisch erfaßbar ist: für jeden »sens« gibt es im Prinzip ein Zeichen; was dieses Zeichen nicht mehr ohne weiteres erfaßt, sind die »nuances« in denen sich der betreffende »sens« entwickeln kann. Die in den »nuances« sich bekundende Abwandelbarkeit der Eigenschaften tritt zurück gegenüber ihrer Bestimmung als Grundanlagen. So ist z. B. »le sens d'expansivité« ⟨S. 188⟩ eine Grundanlage, der gegenüber es relativ gleichgültig ist, ob sie sich als »bonté«, »bienveillance«, »expansion« usw. — entwickelt. Das gemeinsame Zeichen all dieser »nuances« ist die geneigte und vorwiegend kurvige Schrift. Es ist für die Graphol. nicht unmöglich, diese »nuances« in der Hs zu erkennen; Michon deutet auf die verschiedenen Möglichkeiten hin, die davon abhängen, ob jeweils mehr die Neigung der Schrift oder der Charakter der Kurvigkeit betont ist. Außerdem zieht er das Hauptmittel heran, welches er in dieser Hinsicht ausgebildet hat: die Berücksichtigung verwandter Zeichen. Für »l'abandon« ⟨S. 190⟩ verweist er speziell auf das Zeichen für den Unegoistischen, die ⟨eine Rückläufigkeit vermeidende⟩ Einbindung der Großbuchstaben. Der Unterscheidung der »nuances« mißt er jedoch keinen großen Wert bei; er warnt ausdrücklich vor der Gefahr, sich hier in Subtilitäten zu verlieren und beruft sich darauf, daß ein Mensch ohnehin kaum eine »nuance« einer Eigenschaft hätte, ohne etwas von den anderen auch zu haben, die dazu gehören.

Als es sich um die graphologische Erfassung der Handschriften handelte, bewies Michon sich, daß wirklich alles was möglich geleistet war, indem er sich daran hielt, daß die fraglichen Unterschiede schließlich so »fein« würden, daß sie vernachlässigt werden dürften und im Sinne der Wissenschaft auch müßten. Ganz entsprechend glaubt er in der Charakterkunde da an einer Grenze angekommen zu sein, wo die Unterscheidungen unscharf werden. Er beklagt sich einmal geradezu über den Reichtum der Sprache, die so viel verschiedene Bezeichnungen für Eigenschaften hätte, daß man bei manchen einen Unterschied in demjenigen, wofür sie Namen sind, beim besten Willen nicht mehr entdecken könnte. Entsprechend wie dieser Beweis für die Erschöpfung aller Möglichkeiten bei der Hs die Voraussetzung hatte, daß die Hs aus den Zeichen, als ihren Stücken, ihrer Struktur nach zusammengesetzt werden könnte, so schließt der Beweis für die Vollständigkeit seiner Charakterkunde die Grundvoraussetzung ein, daß ein Konglomerat von Eigenschaften die Seele ausmache, in der Weise, daß die Eigenschaften die in ihr wirkenden Kräfte sind. Die Charaktereigenschaften sind für Michon die letzten Gegebenheiten; zu diesen will er vordringen: in ihren Differenzen müssen die wesentlichen Unterschiede zwischen den menschlichen Charakteren gefunden werden können. Weil jede Eigenschaft im Sinne eines »sens de . . .« ein Letztes ist, kommt Michon zu einer übersehbaren Mannigfaltigkeit von Charakterbestimmungen. Also: die Sicherheit darüber, daß seine Charakter-

kunde alles leistet, was man von ihr verlangen kann, gewinnt Michon durch die Sicherung ihrer Vollständigkeit. Und diese erweist sich ihm darin, daß er mit seinen Bestimmungen an der Grenze der Unterscheidungsmöglichkeit angekommen ist. Die Graphologie führt heran bis an die »nuances qui se confondent presque«. Es ist in Bezug auf die »nuances«, bei denen Michon diese Bemerkung macht ⟨S. 120⟩, zuzugeben, daß aus diesen Eigenschaftsnamen ⟨als bloßen Namen!⟩ nicht eindeutig eine je-eigene Verweisung herauszulesen ist. »Faulheit«, »Trägheit«, »Müßiggang« und »Apathie« sind wesentlich »dasselbe«, sofern die hier zunächst gegebene Bestimmungsmöglichkeit die ist, ob einer im Verhältnis zu dem, was seine Pflicht zu nennen ist, tätig ist oder nicht. Michon bleibt nun bei dieser wesentlichen Einheit der »nuances« stehen, weil der Begriff der Tätigkeit für ihn in fester Korrelation zum Pflichtbegriff steht. Es bleiben nur die Unterschiede der Intensität einer Tätigkeit oder Untätigkeit, und es verschwindet, inwiefern die »Pflicht« eines Menschen sich aus der Weise seines Tätigseins bestimmt. Bei Michon tritt der Mensch mit der Eigenschaft »faul« oder »fleißig« in ein Verhältnis zu seiner Arbeitspflicht, welches von beiden er ist und in welchem Ausmaß, stellt sich dann heraus. »Pflicht« gibt es jedoch nur, weil »tätig-Sein« eine Bestimmung des Menschen ist — und zwar in einem ursprünglichen Sinn, vor jeder Bestimmung dessen, ob er darin tüchtig ist oder nicht, tätig-Sein als eine Grundweise des Lebens. Aus ihr erwächst allererst ein faßbarer Exponent wie Arbeitsleistung. Deswegen kann man bei der »Faulheit« weiter zurückfragen: was für eine Faulheit? und das fordert, sie zu bestimmen als eine Weise des Tätigseins. Wir kommen dann beispielsweise zu: Faulheit aus einer schlauen Bequemlichkeit, welche tätig ist in der Richtung des geringsten Widerstandes, oder: Faulheit aus Mangel an Konzentration als die Weise ablenkbaren Tätigseins, das zu nichts kommt, oder: Faulheit aus Schwerfälligkeit, als nicht-in-Gang-Kommen mit seinem Tun. Die durch solche Ausdrucksverhältnisse gegebene Deutbarkeit einer Eigenschaft wie hier der Faulheit, bedingt ihre Auflösung als einer festen Grundbestimmung der Seele. Das bekundet sich darin, daß Ablenkbarkeit, Schwerfälligkeit und Bequemlichkeit nicht notwendig Faulheit zur Folge haben müssen, etwa wenn bei der Schwerfälligkeit der Akzent auf der Gründlichkeit liegt, bei der Ablenkbarkeit auf der Vielseitigkeit und bei der Bequemlichkeit auf der Kraftersparnis; dieses wären positive Bestimmungen des Tätigseins. Angesehen auf ihren Arbeitserfolg können alle diese unterschiedlichen Weisen des Tätigseins gleichmäßig als »Faulheit« in Erscheinung treten.

Die Auflösung der festen Eigenschaften durch Verfolgung ihres Woraus führt uns auf charakterologische Ausdruckszusammenhänge, welche in gewisser Weise für Michon noch zugänglich sind, nämlich durch Kombinationen gemäß der Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit der Zeichen. Gänzlich außerhalb seiner Charakterkunde liegt da-

gegen das aus-Verhältnis der Motivation. Wie eine Handlung so kann auch eine Charaktereigenschaft motiviert sein, die Faulheit z. B. aus dem Gefühl der Minderwertigkeit, oder dem des »es-nicht-nötig-Habens«.

Die Bestimmung der Michon'schen Eigenschaften, daß sie in eine als fertig vorgestellte Welt hineinwirken ‹die Welt der Gesellschaft, des Berufes gibt die Verhältnisse her, aus denen heraus charakterisiert wird›, macht ihre Festigkeit aus. Insoweit diese als Reduzierung, Ordnung und Stillstellung der alltäglichen Menschenkenntnis auf Resultate eine Verfestigung darstellt, ist sie der Graphologie, zu welcher diese Charakterkunde gehört, entsprechend. Bei Michon ist die Hs nämlich kein Ausdrucksmedium, sondern ein Ausdrucksgebiet, d. h. sie ist nicht bestimmt als das, worin sich der Charakter bekundet ‹sodaß die Hs primär ein Ausdrucks zusammmenhang wäre›, sondern als etwas Fertiges, nämlich die Schrift als eine selbständige Institution in der menschlichen Gesellschaft, in die hinein der Charakter wirkt ‹und so Handschrift als eine Summierung von Wirkungen erzeugt›. Die Spuren dieses Hineinwirkens sind die graphologischen Zeichen. Ganz entsprechend wie die Tätigkeit danach charakterisiert wird, wieweit sie in der Erfüllung der Pflicht gekommen ist — an einem Arbeitsmaß gemessen, — ist die Eigenschaft etwas an der Schrift. Die Zeichen der Faulheit in der Schrift sind solche, die zeigen, daß das Schreiben seine Pflicht nicht erfüllt; die Mangelhaftigkeit der Leistung verrät sich in der schlechten Artikulation, in der Nachlässigkeit der Formgebung und in der Bewegungsunausgiebigkeit. Es wäre unrichtig, unser Beispiel so zu verstehen, als ob bei der Faulheit ein besonders günstiger Fall des Sichentsprechens: des Verhältnisses einer Eigenschaft zur Welt der Gesellschaft auf der einen Seite und des Verhältnisses einer Eigenschaft zur Handschrift ihres Trägers auf der anderen Seite vorläge, insofern als die Tätigkeit ‹und entsprechend auch das Faulsein› überhaupt zur Schrift von vornherein ein besonderes Verhältnis habe, weil das Schreiben eben eine Tätigkeit sei. Wir behaupten ein ganz analoges Verhältnis auch für alle andern Eigenschaften der Michon'schen Graphologie. Daß die Hs für ihn durch Einwirkung der Eigenschaften auf die Schrift zustandekommt, darf nicht so eng verstanden werden, als ob nach Michon nur solche Eigenschaften in der Hs ihr Zeichen finden könnten, welche Bestimmungen von »Tätigkeit« sind, und etwa eine Eigenschaft wie »Hochmut« nicht, weil man nicht gegen die Schrift hochmütig sein könnte. Die Eigenschaften finden bei Michon mancherlei Wege an die Schrift heran ‹s. unten›. Die direkte Konsequenz dieser verengten Auffassung müßte z. B. sein, daß als Zeichen der Faulheit im Sinne Michons die Unleserlichkeit zu bestimmen wäre, die Michon'schen Zeichen für die Faulheit sind jedoch klar gegen die Unleserlichkeit abzugrenzen.

Michon hat eine Systematisierung der Eigenschaften in acht Klassen versucht: »facultés, instincts, nature, caractère, esprit, aptitudes, goûts, passions«. Mit dieser Klassifikation erhebt er den Anspruch auf eine natürliche Einteilung.*

Die Michon'sche Kassifikation dagegen war durchaus noch eine doppelseitige: nach verschiedenem Gesichtspunkt für die Hs und den Charakter. Wie sehr bei Michon schon eine darüber hinausgehende Tendenz wirksam war, wird in der Vorliebe bemerkbar, die er dafür zeigt, ein Zeichen als das anzusprechen, was es bedeutet. Das muß auf seinem Stadium der Graphologie komisch wirken, wie wenn er z. B. eine einzelne Absetzung »einen Idealismus« nennt ‹S. 162, die Unverbundenheit ist u. a. das Zeichen für den Idealismus›. Und die oben wiedergegebene Klassifikation hatte wesentlich die Funktion, gleichmäßig für alle Einzelcharakterisierungen, wie sie Michon in seiner Praxis zuwuchsen, Platz zu schaffen. Sie erweist sich als ein bloßes Ordnungsschema, d. h. die Einteilungsbegriffe bringen nichts zu den Eigenschaftsbegriffen hinzu. Diese werden vielmehr als fertige Einheiten in die feste Einteilung hineingenommen. Die Bedeutung, welche Michon trotz allem dieser Einteilung bemißt, liegt für ihn im Grunde darin, daß sie einen — allerdings ganz im Rohen steckengebliebenen — Versuch darstellt, der unklar gefühlten Notwendigkeit gewisser charakterologischer Grundscheidungen Ausdruck zu geben. Die Charakterisierungen durch die verschiedenen Eigenschaften haben nicht alle dasselbe Gewicht und nicht dieselbe Tragweite; sie können mehr Äusserliches betreffen oder einzelne Seiten des Charakters, die dem Wechsel unterworfen sind. Den hierin liegenden Motiven zu einer kritischen Reduktion der Charakterologie im Sinne einer Konzentration auf wesentliche Grundverhältnisse des Charakters hat M. nicht Folge geleistet. Er begnügt sich mit der Möglichkeit, daß sich so etwas

* Als eine solche soll sie zugleich eine Klassifikation der entsprechenden graphologischen Zeichen sein. Dazu würde jedoch gehören, daß an den einzelnen, zu einer Klasse gehörigen Zeichen das Einheitgebende zu erkennen wäre; Michon müßte ein Moment aufweisen können, welches dem Zeichen als Zeichen aus einer bestimmten Klasse zukommt. Davon kann jedoch im ganzen Bereich des »système« keine Rede sein. Die erste Klasse der »facultés« bilden die Anlagen des Denkens, Fühlens und Wollens, deren Hauptzeichen in der Weise der Buchstabenverbundenheit, der Schriftlage und der Ausführung des t-Querstriches bestehen. Diese Zeichen zusammen bilden nur deshalb eine Klasse, weil sie Zeichen für eine »Klasse« von Eigenschaften sind! Eine genuine Klassifikation der handschriftlichen Formen kann aus einem sachfremden Prinzip, wie es das der Zusammenordnung nach verwandter Eigenschaftsbedeutung ist, nicht gewonnen werden.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß Michon bereits das erste für die Ausarbeitung einer natürlichen Klassifikation der Zeichen getan hat durch die Entwicklung eines differenzierteren Begriffes von der Hs, wie er sich unausdrücklich mit dem Herausstellen eines Systems wie des seinigen ergibt. Die Idee der Hs fungiert dabei als ein Schema, dem alle Einzelformen eingeordnet werden in der Weise, daß sie als Variationen der in diesem Schema artikulierten Handschrift überhaupt auftreten. Eine natürliche Klasse bilden z. B. die Arten und Formen des i-Punkts ‹wann er gesetzt wird, ob er etwa in die Verbindung mit aufgenommen wird, welche Form er hat, welche Stellung, ob er etwa vernachlässigt

für denjenigen, dem es darauf ankommt, ohne weiteres aus dem von ihm Geleisteten ergeben könne. Er ist allein darauf aus, für solche »Anwendungen« die Vorbedingungen zu schaffen, indem er erst einmal den ganzen Reichtum der Spielarten und Abwandlungen der Charaktere und Eigenschaften übersehbar macht. Er bildet seine Wissenschaft in dem Bewußtsein aus, mit ihr ein Mittel gefunden zu haben, welches die Kenntnis des »ganzen Menschen« erschließt und jede Art von Charakter zugänglich macht, und er möchte diese Wissenschaft zu ihrer vollen Reichweite entwickeln.

Dabei tritt grundsätzlich nichts Neues mehr auf; es folgt bloß eine Eigenschaft auf die andere. Die Bestimmung seelischen Seins durch Eigenschaften ist für Michon die einzige, und sie werden alle in das Nebeneinander einer Ebene geschlagen. Nur äußerliche Unterschiede der »Wichtigkeit« bestimmen die Reihenfolge der acht Eigenschaftsklassen. In derselben Weise werden die Eigenschaften aber auch als nebeneinander im Charakter vorgestellt. Sofern die Eigenschaften als isolierte Grundkräfte der Seele gedacht sind, müssen die Verhältnisse der Genesis und der Motivation, die eigentliche Struktur des Charakters, aus der Michon'schen Charakterkunde verschwinden. Das hängt mit seiner Auffassung vom Wesen der Hs zusammen und von ihrem Parallelgehen mit dem Charakter. Die Zeichen kommen in der Hs nur nebeneinander vor und können nicht in einem Begründungsverhältnis stehen; bestenfalls sind sie in der Weise des Mit- oder Aneinanderseins geeinigt. Was an Beziehungen zwischen Eigenschaften einer Charakterkunde, welche solcher Graphologie »entsprechend« ist, übrig bleibt, sind wesentlich die beiden Beziehungen der Ergänzung und des Gegensatzes. Die psychologische Kombination mit den Eigenschaften, welche Michon später als sog. Resultantenlehre entwickelte und die bei seinen Schülern und Nachfolgern in der Graphologie immer üppiger sich ausbildete, beruht im Prinzip auf der Bedeutungsabschwächung und -verstärkung der Eigenschaften auf Grund dieser beiden Beziehungen. Michon vollzog sie in einer Weise, daß die wirklich vorliegenden

ist oder fehlt), weiter die der Querstriche (sie sind verschieden nach Verbindung, Höhe, Richtung, Länge Druckverteilung und Lage), die der Schlußzüge (verkürzt, verlängert, verdickt, fein ausgezogen, mit Häkchen, mit Einrollung usw.), die möglichen Zeilengestaltungen (fallend, steigend, gehöhlt, gewölbt, »dachziegelförmig« steigend oder fallend usw.). Dies sind Beispiele wirklicher Klassen von Zeichen, wie sie bei M. schon vorkommen. Dagegen finden wir bei ihm nichts, was jener Idee einer der charakterologischen Bedeutung gemäßen natürlichen Klassifikation der Zeichen Erfüllung gäbe. Die wesentlichen Fortschritte der Graphologie in der Zeit nach M. beruhen darauf, daß die von ihm postulierte natürliche Zusammengehörigkeit der Zeichen welche mit der charakterologischen Zusammengehörigkeit ihrer Bedeutungen konform gehen sollte, wirklich entdeckt wurden. Der Michon'sche Begriff des Zeichens allerdings mußte sich dabei notwendig auflösen. Die Herausarbeitung allgemeiner Schriftcharaktere (Klages) war es, welche den Zusammenhang der Hs mit dem Charakter sicherte. Diesen gegenüber sind die alten Zeichen aber nicht etwa die spezifischen Differenzen, sondern sie gehen in ihnen unter als speziellere Bekundungen.

Beziehungen zwischen den Eigenschaften dabei vollkommen unterdrückt wurden. Ein Beispiel dafür findet sich in der »méthode pratique«, S. 64 ff. S. 69 70 ist eine Hs wiedergegeben, welche zwei einander direkt widersprechende Zeichen aufweist, nämlich einerseits Gedrängtheit ⟨der Worte und Zeilen⟩ und andererseits häufig auftretende lange Wortschlußzüge ⟨z. B. S. 69, 3. Zeile von unten »attachement«, 2. Zeile von unten »vous«, letzte Zeile »intérêt«, S. 70 5. Zeile von unten »doit« — im übrigen auf dieser Seite dem Inhalt entsprechend sehr viel seltener⟩. Jene ist das Hauptzeichen für den Geiz, diese für die Freigebigkeit. Michon berichtet, daß ihm diese Hs bei der Aufstellung seines Zeichensystems große Schwierigkeiten bereitet hätte. Da die Zeichen im Sinne Michons als unbedingt feste gelten müssen, durften in einer Hs nicht zwei einander widersprechende Zeichen vorkommen. Das vorliegende Beispiel ist nicht das einzige Mal, in dem solch widersprechendes Zusammentreffen von sonst gut bewährten Zeichen stattfand. Die Lösung, welche Michon in diesem Falle findet, ist eine typische. Er sagt, daß die Freigebigkeit hier »in Wirklichkeit« keine sei; das den Schreiber des Briefes wirklich Bestimmende sei sein Geiz und bloß Eitelkeit treibe ihn in Exzesse der Großzügigkeit. Die Freigebigkeit ist also eine bedingte; er fixiert das so:

avarice sordide
vanité énorme | résultante: prodigalité d'orgueil

Die Freigebigkeit ist damit verschwunden; Michon will mit der Formulierung »prodigalité d'orgueil« nicht ein Modivationsverhältnis anzeigen, sondern die Bewirkung der Freigebigkeit durch eine andere Eigenschaft. Diese, die Eitelkeit, bezeichnet den eigentlichen Befund, welcher dem des Geizes an die Seite gestellt werden kann. Zeichen der hochmütigen Eitelkeit, um die es sich hier handelt, sind aufgeblähte Großbuchstaben. In diese Kategorie fallen die sämtlichen Großbuchstaben der vorliegenden Hs; sie stehen auch öfters an der Stelle von Kleinbuchstaben. Es wäre ein Schritt über Michon hinaus, wollte man sagen, daß die Endzüge in dieser Hs ebenso ausgestaltet, erweitert und aufgebauscht seien wie die Großbuchstaben ⟨vorzüglich solche wie in »aux« S. 69, letzte Zeile und »termes«, S. 70, letzte Zeile⟩. Die Reduktion der Freigebigkeit vollzieht sich bei Michon rein als eine solche innerhalb der charakterologischen Erwägung über die Einwirkung der vanité auf die avarice; die Verlängerung der Schlußzüge muß deswegen doch das Zeichen für die Freigebigkeit bleiben.

Was die Charakterkunde Michons gegenüber der wissenschaftlichen Psychologie seiner Zeit auszeichnet, ist, daß sie faktisch in engem Zusammenhang mit einer wirklichen Charakterisierungsweise, nämlich der der Alltäglichkeit, stehend, konkretes Material wenn auch roh verarbeitet hat und nicht alles in den drei Begriffen des Denkens, Fühlens und Wollens hat untergehen lassen. Michon ist durchaus

seine eigenen Wege gegangen. Die Beeinflussung, die er hinsichtlich jener Begriffe erfahren hat, beschränkt sich darauf, daß er sie zu Ausgangspunkten eingehenderer graphologischer Untersuchungen nahm. Auch hier sucht er im Grunde nur feste Eigenschaften, und er registriert »intuition« und »déduction«, »opiniâtrete« und »ténacité« genau wie »Egoismus« oder »Hochmut«. Aber was er hier findet, sind Denk-, Gefühls- und Willenseigenschaften. Hier sind die einzigen Fälle, wo M. nicht von den Eigenschaften als je einem »sens de . . .« spricht. Die »intuitivité« z. B. ist eine Weise, in der sich das Denken manifestiert. Denken, Fühlen und Wollen sind als Funktionen des geistigen Lebens begriffen, die Eigenschaften, um die es sich bei ihnen handelt, sind Funktionsweisen. ⟨Dagegen ist es in gewisser Weise zufällig, ob einer eine Eigenschaft wie z. B. den Hochmut hat oder nicht hat.⟩

Wir verfolgen Michons Untersuchungen über den Willen, in ihnen ist er am weitesten vorgedrungen. Jeder Mensch hat Ziele, und verfolgt Pläne: was ihm dabei leitet ist sein Wille. Der Wille ist gesehen in der Funktion, die er als Lenker der Kräfte eines Menschen hat. Er bestimmt sich näher als aktiver oder passiver Wille. Das sind zwei Grundweisen des Wollens: was der eine durch seine Energie, die unhemmbare Stoßkraft seines Handelns erreicht, das erreicht der andere durch die Zähigkeit des Festhaltens an seiner Absicht. Der eine besiegt den Widerstand im Angriff, der andere in der Verteidigung ⟨indem er ihn an sich herankommen und sich erschöpfen läßt.⟩ Aus diesen Grundverhältnissen ergibt sich als erste Bestimmung des Willens die, ob er stark oder schwach ist. Der schwache Wille ist kein rechter Wille. ⟨Dagegen ist es derselbe Hochmut, der schwach oder stark ausgebildet ist.⟩ Die Stärke des Willens bestimmt sich aus dem Erfolg, den einer hat, sie ist also hier nicht einfach die in einer Eigenschaft liegende Intensität, sondern eine Bestimmung, welche aus dem Seinsverhältnis erwächst, in dem der Wille von Michon gesehen wird — aus dem Gegeneinanderstreben der Menschen. ⟨Dabei übersieht Michon allerdings, daß gerade derjenige, welcher den Willen als Eigenschaft in besonderem Maße hat, der »Willensmensch«, nicht derjenige zu sein braucht, welcher die größten Erfolge hat.⟩ Michon unternimmt nun den innerhalb seiner Charakterkunde ganz vereinzelt dastehenden Versuch, solche Kombinationen der beiden Grundweisen des Wollens, des »volonté d'attaque« und des »volonté de résistance«, zu finden, die »harmonisch« sind. So kommt er ⟨s. Anhang, S. 13⟩ zu vier »volontaires équilibrés«, bei denen sich je eine spezielle Weise des aktiven und des passiven Willens ergänzen. Die eigentliche Bestätigung für diese Kombinationen sieht Michon darin, daß man wirklich Menschen findet, welche ihnen entsprechend geartet sind. Die Harmonie hat hier den Sinn, daß die beiden Willenseigenschaften sich erzänzen, indem sie

sich das Gleichgewicht halten, z. B. »impétuosité« und »opiniâtrété«. Durch diese Auslegung verfällt ein echtes Motiv der Nivellierung. Das »Gleichgewicht« müßte als eine Bestimmung des Wollens selbst verstanden werden. Ungestüm und Verbissenheit müßten in ihrem physiogomischen Zusammengehen gesehen werden. Es kommt nicht darauf an, ob das eine mit dem anderen »wirklich« gepaart ist, sondern darauf, ob beide sinnmäßig zusammengehen und ob sie typischerweise verbunden auftreten. Das Ungestüm kann aus sich die Verbissenheit entwickeln, und eigensinnige Verbissenheit kann das Ungestüm in ihren Dienst stellen: es soll ihr Platz schaffen.

Die Theorie der Beziehungen zwischen zwei so fest ausgebildeten Gegenständlichkeiten, wie es die Hs als Figur und der Charakter als Eigenschaft bei Michon sind, kann sich nur in der Weise nachträglicher Erklärung vollziehen. Die Bemühung um eine Erklärung findet das System der graphologischen Zeichen vor, d. h. eine Zusammenstellung von Figuren, denen Charaktereigenschaften entsprechen sollen. Für diese Entsprechung wird Gesetzesgültigkeit in Anspruch genommen. Aufklärung dieser Gesetzlichkeit — so stellt sich für Michon die Frage. Es soll erklärt werden, wie es denn kommt, daß sich in den Zeichen der Hs die Charaktereigenschaften spiegeln. Michons Theorie vollzieht sich also nicht als die theoretische Durchdringung dessen, was in der Graphologie, nämlich beim Deuten einer Hs, geschieht. Sie ist nicht ein mitgehendes oder nachkommendes Verstehen dessen, was da gemacht wird, sondern sie wird herbeigerufen, um die Verantwortung zu übernehmen für eine fertige Sache, das »système«, welches nach Michons eigner Aussage zunächst in uneinsichtiger Weise gewonnen worden ist. So können seine Erklärungen von vorneherein nichts anderes sein als Ursachenerklärungen. Dem entspricht, wie er das Finden der graphologischen Zeichen beschreibt; er sagt: »man nehme die Handschriften von hundert Menschen, die notorisch . . . sind, und in allen diesen Handschriften wird man . . . als Zeichen finden«. Man gewinnt nach Michon die graphologischen Regeln durch Sammeln und Vergleichen von Hsen, deren Urheber einem nach ihrem Charakter bekannt sind. Das Kapitel des »système«, in dem Michon die graphologischen Gesetze darauf untersucht, was ihre seinsmäßige Unterlage ist, ist die »physiologie graphique«. Tatsächlich finden wir in diesem Kapitel mehr und anderes, als was die Begründung eines bloß physiologisch notwendigen Zusammenhangs zwischen dem Charakter eines Menschen und den Formen seiner Hs erfordern würde. Daß sich überhaupt hinsichtlich des Zusammenhangs von Hs und Charakter mehr sagen läßt, als das Einfache, man habe die einzelnen Beziehungen hundertfach bestätigt gefunden, zeigt, daß auch für Michon das Problem dieses Zusammenhangs in Wirklichkeit ein anderes war als er sehen läßt, wenn er

sich selbst die Dinge zurechtlegt. In Wirklichkeit ist er auch nicht so vorgegangen, wie er es beschreibt, daß er z. B. die Hsen von hundert Egoisten miteinander verglichen und gefunden hätte, daß sie alle in einem Zeichen, der Egoismusschleife, übereinstimmten. Aber es ist die Konsequenz seiner Resultate, zu beanspruchen, daß es auch so hätte gehen müssen. Die Vorstellung einer derartigen Methode steht unter den bestimmten Begriffen von handschriftlicher Form und von fester Charaktereigenschaft. Nicht daran würde eine solche Methodė scheitern, daß sie falsche Ergebnisse zeitigte, sondern daran, daß sie überhaupt keine Ergebnisse hätte. Und zwar deswegen, weil dabei Hs und Charakter einer unangemessenen Idee von objektiver Übereinstimmung (womöglich in einem und nur einem Zug) unterworfen werden. Das Vorgehen, welches Michon beschreibt, wäre nur da denkbar, wo es sich um Gegenständlichkeiten handelt, die in ihrer Variabilität übersehbar sind. Es ist bezeichnend für die unbewußte Konsequenz des Michon'schen »système«, daß er allerdings versuchte, mit der Erfassung der handschriftlichen Formen und der Charaktereigenschaften zu geschlossener Vollständigkeit zu gelangen.

Noch abgesehen davon, daß Michon seine graphologischen Regeln nicht auf jenem Wege gefunden haben kann, gehen seine eigenen Erklärungsversuche, wie schon bemerkt, weiter, als es dieses einfache Verfahren zulassen würde, welches übrigens auch später noch als »Begründung« der Graph. angegeben worden ist. Was Michon hinsichtlich der Beziehung von Hs und Charakter herausarbeitet, bewegt sich um den Begriff der natürlichen Gemäßheit. Sofern Michon hier etwas beweisen will, dessen Gültigkeit für ihn schon anderweitig gesichert ist, müssen seine Erklärungsversuche den Charakter der Plausibilität annehmen. An den durch Erfahrung bestätigten Gesetzen der Graphologie kann im Grunde nicht mehr gezweifelt werden, es handelt sich nur darum, den Anspruch des Verstehens zu befriedigen, welches noch weitergeht und irgendwie wissen will, warum es denn so ist, wie es ist. Demgegenüber ist das, was Michon mit seinen Erklärungen leistet, ein bloßes Plausibelmachen, weil er nicht weitergeht, als zu zeigen, daß und wie etwa die Möglichkeit graphologischer Gesetze vorgestellt werden könnte. »Natürliche Gemäßheit« der Hs für ihren Schreiber besagt erstens negativ, daß die Eigentümlichkeiten der Hs nicht zufällige sein können. »Rien ne se fait dans les mouvements libres de la plume sans une raison« (S. 107). Die Graphologie beschäftigt sich mit den Formen der Hs, soweit der Zweck des Schreibens sie frei läßt. So gesehen ist diese Freiheit zunächst bloße Unabhängigkeit von dem, was die Hs ursprünglich darstellt, nämlich eine Kombination aus dem Buchstabensystem. Nun entdeckt aber der Graphologe eine eigene Bestimmtheit in diesem Freien und Unbestimmten, nämlich die Konstanz gewisser Formen. Das berechtigt, von der Hs eines Menschen zu sprechen, als von

einem Formenkonglomerat, welches ihm irgendwie zugehörig ist. Diese Gemäßheit der Hs für ihren Schreiber beruht zweitens nicht auf Willkür; sie ist eine natürliche, d. h. sie ergibt sich ganz von selbst und ist unbewußt, niemand will ja seinen Charakter in der Hs ausdrücken. Was für eine unnatürliche und unnütze Anstrengung würde es einen Menschen kosten, meint Michon, wollte er seinen zarten und weichen Zügen Kraft und Kühnheit verleihen, oder umgekehrt, wie müßte er sich ständig im Zaum halten, wenn er aus seinen rohen Zügen sanfte machen wollte! (S. 95). Daß man solch eine Bemühung als eine Anstrengung gegen sich selbst empfindet, zeigt, daß die Eigentümlichkeiten der Hs mit dem Wesen des Schreibenden verbunden sein müssen. So wie sie ist, entspricht sie den Dispositionen und Instinkten seiner Seele. Für die Vermittlung des Seelischen in die Bewegung der schreibenden Hand beruft sich Michon auf das »fluide nerveux«; die Bewegung der Seele selbst wird der Hand durch dieses Medium aufgedrückt. Michon spricht mehrfach von einer Bewegung der Seele. Im kräftigen, aufsteigenden, lebhaften t-Querstrich bekundet sich ihm die lebhafte, schnelle Bewegung der Seele; von der Egoismusschleife wird S. 108 gesagt: »C'est le retour de la personnalité sur elle-même«; von der Buchstabenverbindung, welche in ihren ausgeprägten Gestalten als »déduction« gedeutet wird: ». . . traduction instinctive aux regards de ce qu'ils font intellectuellement dans la mystérieuse combinaison de leurs idées«. Die Vorstellung von der Bewegtheit der Seele wird bei Michon nicht weiter ausgebildet; sie bleibt ein bloßes Gleichnis. In einigen Fällen, wo Michon den Zusammenhang von Hs und Charakter mehr im Einzelnen aufklären will, gewinnt sie konkreteren Inhalt. Sie müßte ihrer Tendenz nach den Begriff von der Seele als einer hinter all ihren Manifestationen wirkenden Substanz auflösen. Bewegt gedacht werden kann die Seele nur in ihren Manifestationen. Und das hätte dazu führen müssen, das Verstehen der Hs in dem Zusammenhang der seelischen Manifestationen zu suchen. So aber verbleibt es bei festen Eigenschaften, die in eine ihnen äußerliche Welt hineinwirken. Und wie sie das sonst (»in Wirklichkeit«) tun, so setzen sie das im Schreiben »aus Instinkt« fort. Die Festigkeit des Michon'schen Begriffes von Charaktereigenschaft offenbart sich hier darin, daß M. sich die Bekundung einer Eigenschaft in der Hs nur als ihr Weiterwirken denken kann. Dieses Weiterwirken ist bloß in gewisser Weise modifiziert — dadurch, daß es ein anderes Substrat hat. In der Schrift und durch Erzeugung bestimmter Formen kann sich eine Eigenschaft nicht »wirklich« betätigen; denn das ist genau genommen etwas Zweckloses. Diese Seltsamkeit muß man jedoch nach Michon als eine solche hinnehmen.

Positiv gehen seine Bemühungen darauf, bei den einzelnen Zeichen, d. h. bei einigen wenigen und wichtigen, zu zeigen, inwiefern denn hier von einem Weiterwirken einer Charaktereigen-

schaft gesprochen werden könne. Zunächst können die Elemente der Hs, die ja für den Graphologen überhaupt nur so weit in Betracht kommen, als der Zweck des Schreibens ihre Gestaltung frei läßt, nur in sehr beschränktem Sinn eine »Welt« für die Betätigung der Eigenschaften abgeben. So kann man sich etwa vorstellen, daß die Hs eines brutalen Menschen roh aussieht, daß er seine Buchstaben gewaltsam formt, oder daß ein »fixer Kerl« schnell schreibt, ein »feiner« Mensch zart und dergl. Aber man findet keinen Anhalt dafür, wie sich wohl z. B. »Egoismus« oder »Zähigkeit« in der Hs bekunden möchten. Die klärende Arbeit Michons besteht darin, daß er zeigt, in wiefern in den Elementen der Schrift das Substrat gegeben ist für die Betätigung der Charaktereigenschaften, welche er aus den Zeichen herausliest. Die Charaktereigenschaften werden dabei als das eigentliche Wesen des Menschen angesehen, als das, was beharrt und zwangsmäßig jede Gelegenheit ergreift, sich auszuwirken. Gegenüber dem Substrat einer Welt, welche ihnen mit den handschriftlichen Möglichkeiten geboten wird, suchen die Eigenschaften den höchsten Grad ihrer Auswirkung zu erreichen, die Hs so auszugestalten, daß sie zu den Eigenschaften ihres Urhebers »paßt«. Die Michon'schen Erklärungen laufen darauf hinaus, zu zeigen, wieso das Zeichen zu seiner Eigenschaft paßt. Wir verfolgen einige Einzelfälle. Das Zeichen für den Verschwender ist: weiter Abstand der Buchstaben, der Worte und der Zeilen ⟨S. 212⟩. Der Verschwender geht mit Papier und Tinte so um wie sonst mit seinem Vermögen. Das ist die primitivste Formulierung Michons für die in diesem Fall maßgebende Analogie der Schreibwelt mit der »eigentlichen« Welt des Menschen. So ist das Zeichen jedoch noch nicht eigentlich graphologisch gefaßt; es hat den Anschein eines Glücksfalles, daß die Eigenschaft der Verschwendung in dem Material, welches zum Schreiben nötig ist, etwas findet, worin sie sich ausleben kann; andere Eigenschaften finden vielleicht nicht solch günstige Umstände für ihre Verwirklichung in der Schreibwelt. So ist auch von Michon nicht die reale Verschwendung mit Papier und Tinte gemeint ⟨obwohl er das einmal so formuliert⟩, sondern, wie die oben zitierte Fassung aus dem »système« zeigt, die spezifisch im Schreiben liegende Möglichkeit mit »Platz« zu verschwenden. Sieht man näher zu, so stellt sich heraus, daß auch damit die eigentliche Meinung Michons noch nicht wiedergegeben ist: nicht das einfache Ausmaß einer Hs ist Zeichen für die Verschwendung, nicht der relative Flächenverbrauch überhaupt, sondern der Verbrauch an Platz im Fortschreiten von Buchstabe zu Buchstabe, auf der Zeile von Wort zu Wort und auf der Seite von Zeile zu Zeile. In der Konsequenz dieser konkreteren Bestimmungen liegt es, daß ein breiter Rand nicht dasselbe Gewicht als Zeichen für die Verschwendung hat wie ein großer Zeilenabstand, übermäßige Höhe der Buchstaben nicht dasselbe wie ihre übermäßige Weite.

Das graphologisch maßgebende Platzverbrauchen ist nicht das, welches sich damit herausstellt, daß man nicht viel Text auf eine Seite geschrieben hat, sondern das, welches sich in der Schreibbewegung (hier speziell der Vorwärtsbewegung) vollzieht. Und die Verschwendung wird weiterhin noch bestimmter schreibmäßig durch das Zeichen der verlängerten Schlußzüge graphologisch erfaßt. Diese Züge machen sichtbar, daß einer nicht da aufhört, wo es eigentlich zu Ende wäre, daß er sich beim Schreiben über die natürlichen Grenzen hinaus verausgabt. Mit der solchermaßen bestimmten Art des Platzverbrauchens, besonders mit der des ausdrücklichen, ungehemmten Darüberhinstreichens, wie es in verlängerten Wortschlußzügen (weniger stark ausgeprägt in dem der Buchstabenverbindungsstriche) vorliegt, hat Michon ein schreibmäßiges Verschwenden gefunden. Seine Erklärung des Zeichens für die Verschwendung ist einigermaßen befriedigend, und das sind auch die anderen Erklärungen dieser Art: wie daß verschnörkelte Buchstaben Zeichen der Eitelkeit seien, weil der Eitle seine Buchstaben ebenso herausputzt wie sonst etwa seine Kleidung, oder daß vernachlässigte Buchstabenformen das Zeichen für die Faulheit seien, weil der Faule auch beim Schreiben seine Arbeit nicht ganz und nicht recht tut. In solchen Fällen ist leicht zu sehen, wie die Eigenschaften an den Buchstaben und den Elementen der Schrift überhaupt ein Substrat für ihr Weiterwirken finden. Was die Graphologie eigentlich leisten kann, kommt mehr bei denjenigen Zeichen heraus, die uns zunächst überraschen. Da wird z. B. die besondere Betonung der Großbuchstaben durch Überhöhung, Verbreiterung oder Ausmalung als Zeichen für Stolz und Hochmut aufgeführt. Der Ursprung dieses Zeichens liegt nach Michon darin, daß der Schreibende sich selbst in diese Formen sozusagen hineindenkt: wie er sich selbst aufbläht, so bauscht er diese Formen auf; wie er die anderen Menschen geringschätzt, so läßt er hinter jenen betonten Buchstaben in seiner Hs die anderen Buchstaben zurückstehen. — Die Verhakungen, insbesondere rückläufige Häkchen am Wortende, werden als das Zeichen der Zähigkeit angegeben; sie zeigen, wie einer sich mit der Feder an die Schreibfläche anklammern will, analog wie er sich in Wirklichkeit an seine Willensziele anklammert. Darin liegt nicht nur ein tatsächliches nicht-los-Kommen der Schreibbewegung von der Schreibfläche, sondern das Zähigkeitszeichen zeigt auch durch seine Gestalt, wie der Schreiber sich festhaken möchte.

Aus den gegebenen Beispielen (s. a. die Besprechung der Egoismusschleife S. 41—42) wird die Tendenz der Michon'schen Zeichenerklärungen anschaulich. Sie ist eine Auswirkung seines Grundansatzes. Das treibende Motiv ist die Gewinnung einer wissenschaftlich gesicherten Menschenkenntnis; dafür ist die Hs bei Michon ein anschaulicher Boden. Sie wird daraufhin angesehen, was sie für die Menschenkenntnis im Sinne der Feststellung von Charaktereigenschaften hergibt. Dementsprechend ist die Begründung

der Gültigkeit der gewonnenen Zeichen letztlich gebunden an das Hineintragen der mit einer Eigenschaft gesetzten und zu ihr gehörigen Weltverhältnisse in das Schreibverhältnis. Die Hs wird nicht aus ihrer Natur heraus Thema, sondern nur in sofern, als in ihr Charaktereigenschaften »herauskommen«. Solches Herauskommen ist für Michon letztlich nicht anders denkbar als auf dem Grunde eines Sichweiterbetätigens der Eigenschaften, und für dieses bedarf es im Schreiben einer Vertretung der Welt, in der eine Eigenschaft ihre ursprüngliche Stätte hat. Wie die Hs dazu kommt, eine solche Vertretung herzugeben, zeigt Michon nicht; er kommt bloß so weit, negativ zu zeigen, daß die Hs durch ihren Zweck nicht voll bestimmt ist; es bleibt etwas an ihr frei für jene Seite. Die eigenartige Bestimmtheit in dieser Freiheit kann Michon nicht explizieren. Die spezifischen aus dem Schreiben entspringenden Möglichkeiten, die Schreibwelt, kommt nicht zur Erfassung, weil das Schreiben der jeweils zu erklärenden Eigenschaft gemäß einseitig zurechtgerechtgemacht wird. Die Eigenschaften werden von Michon nicht daraufhin angesehen, inwiefern sie Bewegungs- und Gestaltungsantriebe für das Schreiben enthalten, sondern das Medium der Schrift wird daraufhin angesehen, inwiefern es eine reale Betätigungsmöglichkeit für die Eigenschaften bietet. Wollte man mit dieser Anschauung ernst machen, so käme man zu einem Begriff des Schreibens, welcher die gleichzeitige Betätigung der verschiedensten Verhältnisse des Schreibers zu den einzelnen Zügen, Teilen und Seiten seiner Schrift einschlösse. Doch die Vorstellung ist absurd, daß sich eine derartige Häufung von Verhältnissen in der einheitlichen Schreibtätigkeit verwirklicht. Es ist hier aber zu bemerken, das Michons Graphologie an den »écritures-types« orientiert ist, also an Hsen, welche einseitig in einer Richtung ausgebildet sind. Insofern werden die Deutungen Michons von unserem Argument weniger getroffen als seine Theorie und überhaupt Michon selbst weniger als diejenigen seiner Nachfolger, die nicht so vorsichtig und instinktsicher waren wie er, sich bei der Deutung an den wesentlichen Grundzügen der betreffenden Hs zu orientieren.

Die Zeichen in der Hs sind die Wirkungen von Ursachen, als welche die Charaktereigenschaften gelten. Die Konsequenz dieser Auffassung ist, daß der Seinszusammenhang der Hs ebenso wie auch der des Charakters aufgelöst wird. Daß die Hs als eine gewisse Ansammlung von Zeichen gesehen wird, heißt nämlich, daß sie in verschiedenen Hinsichten mit anderen Hsen jeweils in eine Gattung gehört. Untersuchungen der Hs heißt deswegen für Michon: Studium der großen Handschriften, der geneigten, der kurvenreichen usw. Die einzelne Hs ist als eine bestimmte Kombination von Zeichen mit einem bestimmten Häufigkeits- und Intensitätsgrad nichts anderes als eine Ausfüllung des Schemas der Handschrift. In diesem Schema sind alle Möglichkeiten der handschriftlichen Formen enthalten. Jede hat ihre ganz feste Deutung.

Den extremsten Ausdruck hat Michon seiner Lehre mit dem Theorem vom »signe négatif« gegeben, welches besagt, daß aus dem Fehlen des Zeichens für eine Eigenschaft auf die entgegengesetzte Eigenschaft zu schließen sei. Die Zuordnung von Zeichen zu Charaktereigenschaft wird damit vollkommen konsequent; alle Eigenschaften sind an eine bestimmte Seite der Schrift gebunden, an welcher der Schriftzug, der jeweils Zeichen für sie ist, sich entwickelt. Das Nichtvorhandensein eines Zeichens kann Zeichen werden im Hinblick auf das Schema der Hs überhaupt: man sieht die Hs von den Möglichkeiten her, welche sie »eigentlich« gehabt hätte. Wie der Seinszusammenhang der Hs dadurch aufgelöst wird, daß die Handhaben, welche sie für eine Einordnung in Gattungen darbietet, die wesentlichen Hinsichten auf sie werden, so wird entsprechend der Seinszusammenhang des Charakters dadurch aufgelöst, daß der wesentliche Bezug einer Eigenschaft der auf ihr »Gegenteil« wird. Die eigentümliche Beschränktheit einer Eigenschaftscharakterurkunde wie der Michon'schen ist die, daß sie sich immer nur auf eine Seite einer Alternative stellen kann. Charakterologische Zusammenhänge sind für sie nicht faßbar.

Dem entspricht es, daß Michons Charakterkunde »Entwicklung« nur als eine Eigenschaftsänderung auffassen kann. Zwei Beispiele Michons: der junge Mensch, der in das Leben der großen Welt eintritt und seine Offenheit verlernt, und der Verschwender, der sich zur Sparsamkeit bequemt. Bei solch typischen Entwicklungen, die als Schritte in der Richtung bürgerlich-gesellschaftlicher Einordnung aufgefaßt und dementsprechend schon als Entwicklungen einzelner Eigenschaften ausgelegt sind, liegt kein Motiv vor, ein Verständnis in den charakterologischen Zusammenhängen zu suchen.

Man hat später in die »Dominanten-« und »Resultanten«lehre Michons (in der »méthode pratique«) charakterologische Zusammenhänge hineingetragen. Sie besagte ursprünglich jedoch weiter nichts, als daß ein Zeichen zu seiner vollen konkreten Bedeutung erst durch das Mitvorkommen anderer Zeichen bestimmt wird, bezw. in manchen Fällen werden kann. Solch bestimmende Wirkung geht von den »Dominanten« der Hs aus; das sind die sie durch den Grad ihrer Ausprägung beherrschenden Zeichen. Diese färben mit ihrer Bedeutung sozusagen auf die anderen Zeichen ab. Die Dominanten- und Resultantenlehre Michons hat die Bedeutung einer nachträglichen Verbesserung des »système« zugunsten der graphologischen Praxis. Je mehr man sich von der Resultantenkombination der Zeichen und Charaktereigenschaften versprach, je mehr Gewicht man auf die richtige Erfassung der handschriftlichen Dominanten legte, umso weiter hatte man sich vom »système« entfernt; denn umsomehr mußte bereits seine Unzulänglichkeit fühlbar geworden sein. So war auch für Michon nicht klar, daß die bei der Ausbildung dieser Lehre eigentlich treibenden Motive den Tendenzen des »système« zuwiderliefen und nicht angemessen sich als eine Er-

gänzung desselben auswirken konnten. Aber auch so, wie er diese Lehre formulierte, ist sie der Beginn der Auflösung seiner festen Begrifflichkeit. Sie verfestigte sich allerdings alsbald selbst vorläufig in dem Begriff des »signe complexe«. Die Zeichen aus »dem Ganzen der Hs« heraus zu sehen, was später als Parole gegen Michons' System ausgegeben wurde, das war wenigstens angebahnt gewesen; mit dem »signe complexe« ist jedoch das Neue wieder abgeschnitten, indem der Zusammenhang von Zeichen dem Grundansatz gemäß als Zusammensetzung bestimmt wird. So wie das »signe complexe« in das System aufgenommen wird, entspricht ihm nicht ein Fortgang der Deutung (in der Weise, daß die vorliegende Schrift eine eigne Deutung eines Zeichens aus ihren sonstigen Formen heraus motivierte), sondern das »signe complexe« wird als eine feste Zeichenkombination Zeichen für eine Eigenschaft, die ein einfaches Zeichen — das bleibt das Ideal — nicht hat.

II. Teil.

Analyse der grundlegenden Vorbegriffe des Klages'schen Deutungsverfahrens.

Literatur.

1. Ludwig Klages: Handschrift und Charakter. 2. Auflage, Barth, Leipzig 1920 (zitiert als »Lehrbuch«).
2. Ludwig Klages: Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik. Barth, Leipzig 1910.
3. Ludwig Klages: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. 2. Aufl. Engelmann, Leipzig 1921.

ferner:

4. Ludwig Klages: Prinzipien der Charakterologie. Barth, Leipzig 1910.
5. Ludwig Klages: Vom Wesen des Bewußtseins. Barth, Leipzig 1921.
6. Ludwig Klages: Einführung in die Psychologie der Handschrift. Seifert, Stuttgart 1924.
7. Die Publikationen der »Deutschen Graphologischen Gesellschaft«:

   Berichte, 1897–98.

   Graphologische Monatshefte, 1899–1908.

   Graphologische Praxis, 1901–1906.
8. Wilhelm Preyer: Zur Psychologie des Schreibens. 2. Aufl., Voß, Leipzig 1919.
9. Georg Meyer: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie. G. Fischer, Jena 1901.
10. Robert Saudek: Wissenschaftliche Graphologie. Dreimasken-verlag, München 1926.

Der Fortschritt, den die Graphologie als Wissenschaft seit M. gemacht hat, ist im wesentlichen Klages zu danken. Die drei Fragen, welche wir an die Graphologie M.'s stellten nach dem, wie in ihr gefaßt wird: 1. »Handschrift«, 2. »Charakter« und 3. die Beziehung zwischen beiden, fallen bei K. nicht mehr auseinander, weil sie bei ihm auf einen Boden zurückführen, aus dem sich diese drei Fragen sinneinheitlich motivieren. Diesen Boden finden wir in der Art, wie K. die Hs ansieht und für die graphologische Wissenschaft gegenständlich erfaßbar macht. K. läßt aus dem Wesen

von der Hs selbst sichtbar werden, wieso sie etwas hinsichtlich des Charakters des Schreibers bedeuten könne. Die Beziehung zwischen Hs und Charakter ist bei ihm nicht wie bei M. eine nicht weiter verstehbare Beziehung von Ursache und Wirkung, sondern der Sinn von Hs wird von ihm so gefaßt, daß diese Beziehung Verständlichkeit gewinnt. Weil eine Hs selbst einen Charakter hat, läßt sie etwas von dem Charakter des Schreibers erkennen. Aus dem spezifischen Begriff, den K. von der Hs als Ausdruck des Charakters hat, bestimmt sich ihm grundsätzlich der Sinn von Charakter und Charaktereigenschaften. Die Frage nach der Weise, wie K. die Hs in seiner Graphologie zum Gegenstand macht, ist also die entscheidende; wir gewinnen von hier aus die Möglichkeit, den Sinn von »Ausdruck« und »Charakter« zu verstehen. Und zwar ist es innerhalb der von K. für die Bestimmung der Hs ausgebildeten Begrifflichkeit insbesondere der zentrale Begriff des »Formniveaus«, dessen Aufklärung sich das folgende letztlich zur Aufgabe macht. Der Weg, den die Untersuchung — immer an Hand der anschaulichen Vergegenwärtigung des graphologischen Tatbestandes — einschlägt, führt über mehrere Stufen. Wir knüpfen an bei M.'s figürlichen Bestimmungen und gehen dann zur Analyse der »Regelmäßigkeit« und des »Ebenmaßes« über — zwei graphologische Begriffe von K., welche für ihn eigenständige Bedeutung haben und nicht ausdrücklich oder gar ausschließlich in ihrer Funktion als Vorstufen für den Begriff des Formniveaus verstanden worden sind.

Die von M. als »graphische Anatomie« ausgebildete Handschriftenzerlegung wird von K. bewußt auf einer Vorstufe graphologischer Betrachtung gehandhabt. Der Unterschied von »graphisch« und »graphologisch« erhält einen sehr bestimmten Sinn. Bei M. wird mit diesen Termini die figürliche Zerlegung der Hs von der Bedeutungsangabe der Zeichen geschieden — zwei selbständige Teile seiner Graphologie, deren erster in seinem Sinn genau so gut erledigende Arbeit leistet wie der zweite; das eine ist die Findung von Zeichen in der Hs, das andere das Aufsuchen der zugehörenden charakterologischen Bedeutungen. Bei K. bezeichnet der Unterschied von grapisch und graphologisch dagegen einen Unterschied der methodischen Stufe der Betrachtung. Die Hs ist für ihn im graphologischen Sinn nicht ohne weiteres begrifflich erfaßbar; vielmehr muß zunächst der rein graphische Aspekt überwunden werden. Dementsprechend will auch das K'sche Lehrbuch der Graphologie etwas anderes lehren als M.'s; es will nicht »feste« Deutungsregeln vermitteln, sondern will die Hs graphologisch sehen lehren.

K. beginnt die Analysen seines Buches mit der Untersuchung der Regelmäßigkeit als Schriftmerkmal. Die Unterscheidung von regelmäßig und unregelmäßig erwächst ihm in der Destruktion des M'schen Ansatzes. Wie M. so sucht auch K. nach »Grundbe-

griffen« für die Schriftzerlegung (S. 4). Aber dann wird es gerade die Unzulänglichkeit der nächsten sich darbietenden Begriffe für die genuine graphologische Bestimmung der Hs, welche das eigentliche Interesse K.'s an der Regelmäßigkeit motiviert. Die Erfassung der Hs wird nämlich bei M. im Sinn exakter Feststellungen intendiert; für K. zeigt sich aber, daß der Versuch der Zerlegung der Hs, auf prinzipielle Schwierigkeiten stößt, wenn man mit der Idee der Exaktheit ernst macht. Zahlenmäßig exakte Bestimmung erweist sich als unmöglich, weil »sich kein einziger Bestandteil der Hs mit mathematischer Genauigkeit wiederholt« (S. 7). Die Hs widerstrebt der Regel; das wird für K. die Veranlassung, den Grad der Anmessung oder Nichtanmessung der Hs an ein exaktes Maß als ihre »Regelmäßigkeit« zu definieren. Die hiermit eingeführte Grundbestimmung ist zunächst eine solche der Schriftelemente und weiter dann der Hs selbst, wenn und soweit die »Schwankungsbreite« für alle Schriftelemente gleichmäßig groß oder klein ist. Die hierin noch liegende Beschränktheit des Begriffs der Regelmäßigkeit (nämlich als Merkmal der Hs selbst) wird durch die Erkenntnis aufgehoben, daß die Größe der Schwankungsbreite der Lage der Grundstriche ausschlaggebend ist für die Feststellung der Regelmäßigkeit. Diese Bestimmung des Sinnes von Regelmäßigkeit ist nicht nur von großer Tragweite hinsichtlich der Frage, welcher anschauliche Bestand als Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit zu gelten hat, also hinsichtlich der richtigen Unterscheidung regelmäßiger und unregelmäßiger Hsen; sondern die sachliche Einsicht, welche zu dieser Bestimmung führte (und die weder dort, wo sie von K. fixiert wird, noch an der Stelle, auf welche er verweist, analysiert wird), gibt der Regelmäßigkeit erst ihren eigentlichen Sinn: die Regelmäßigkeit soll verstanden werden als Regelung. Nur daraus ist zu rechtfertigen, daß bei der Definition der Regelmäßigeit die Lage der Grundstriche zum Maßstab genommen wird; diese sind doch gerade als »Hauptteile der Schrift« (nach dem was Klages an der Stelle, auf welche er sich bezieht (S. 6), sagt) die gemeinhin diagnostisch geringerwertigen Züge der Hs. Aber der dort angegebene Grund dafür — daß sie für den Schreiber selbst die auffälligen seien und deshalb relativ leicht willkürlich beeinflußt werden könnten — spricht hier für ihre graphologische Bedeutsamkeit. Schon hier zeigt sich, daß die korrelativ mit der Unterscheidung von Haupt- und Nebenteilen in der Schrift an jener Stelle gemachte Aufteilung der Hsen in ursprünglich gewordene, d. h. gewachsene, einerseits und selbsttätig erworbene, d. h. gestaltete, andererseits nicht als eine gattungsmäßige Trennung der Hsen oder der einzelnen Schriftzüge durchzuführen ist. Es ist nicht so, wie aus der Art, wie diese Scheidung S. 6 eingeführt wird, zu schließen wäre, daß die graphologische Untersuchung der Hauptteile der Schrift wesentlich in die Analyse erworbener Hsen gehöre, oder als ob sie sozusagen die Erwerbungskomponente in einer Hs darstellten (und insofern »be-

schränkten« Ausdruckswert hätten⟩, sondern ihr Ausdruckswert kann ein spezifischer sein, z. B. also: Regelung. Der formal gefaßte graphische Bestand einer Regelmäßigkeit überhaupt gewinnt also seine eigentlich graphologische Bedeutung, sofern er speziell die Lage der Grundstriche betrifft. Damit ist die Regelmäßigkeit als Regelung verstanden. Dies aber nicht etwa einfach in dem Sinn, daß Regelmäßigkeit der Grundstrichlage »an sich« schon Regelung wäre, sondern so, daß voraufgeht ein Verständnis dessen, daß die Grundstrichlage hinsichtlich möglicher Regelung eine Vorzugsstellung gegenüber anderen Momenten an der Schrift hat. Wie sie dazu kommt und wie es dazu kommt, daß Regelmäßigkeit im Sinn von Klages ⟨also Regelung und nicht Regelmäßigkeit überhaupt als bloß graphischer Bestand, wie es in seinen theoretischen Auseinandersetzungen meistens scheint⟩ vorzüglich die Lage der Grundstriche betrifft — das ist mit der Erklärung, daß die Grundstriche die Hauptteile der Schrift sind, nicht etwa auf einen einfachen graphischen Bestand zurückgeführt. Sowohl »Grundstrich« wie auch »Hauptteil« der Schrift muß aus dem Vollzug des Schreibens heraus ursprünglich verstanden werden. Es muß in den Blick gebracht werden, wie mit der Regelmäßigkeit der Grundstrichlage »Regelung« in der Hs zum Ausdruck kommt und sich in eins damit zeigt, wie im Schreiben bestimmte Teile der Schrift für den Schreibenden zu Hauptteilen werden und im Sinne der Regelung betont werden können. Die Grundstriche sind nicht an sich Hauptteile, beziehungsweise es ist zu fragen, inwieweit das durch die auf S. 6 angeführte und illustrierte Tatsache, daß sie im Gegensatz zu den »Nebenteilen« für sich allein eine ausreichende Unterlage für das Lesen abgeben, bewiesen wird. Sie beweist nur, daß unsere anschaulich nächste Erfassung der Schrift sich an die Grundstriche hält; es käme aber darauf an zu zeigen, daß wir unsere Schrift ⟨und entsprechend unser Schreiben⟩ an den Grundstrichen orientieren. Das ist jedoch allgemein nicht möglich; was sich wirklich zeigen läßt, das ist, daß die Regelung sich so orientieren kann, und auf diese Weise einen Unterschied von Haupt- und Nebenteilen in der Schrift artikuliert. Die mit dem »kann« angezeigte Möglichkeit bedeutet nicht einfach eine bloße Abschwächung der Wirklichkeit, sondern eine Einschränkung bezüglich des von K. festgestellten Zusammenhangs, insofern der eigentlichen Konkretion einer Hs durch Verallgemeinerungen hier noch nicht vorgegriffen werden darf. Solche Verallgemeinerungen setzen die Idee voraus, daß der graphologische Bedeutungsgehalt im graphischen Bestand müsse fundiert werden können. Sofern K. immer wieder versucht ist, das Graphologische in ⟨sinnbildlich ausgedeuteten*⟩ graphischen

* »Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft«, S. 16: »Der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes«. »Ausdruck« wird also von K. im Sinne vollkommener Entsprechung des Inneren und des Äußeren verstanden.

Beständen rein aufgehen zu lassen, überspannt er den möglichen Sinn, den Fundierung hier haben kann und ist in der Gefahr, auf das Niveau M.'s wieder zurückzufallen. So viel ist hier schon zu sehen, daß das als das »Graphische« ungeklärt zugrunde Liegende nicht ohne einen Begriff von positiv-offener Möglichkeit, die sich im Vollzug des Schreibens erst konkret bestimmt, angemessen gefaßt werden kann*).

Bei der anschaulichen Ausweisung des eingeführten Unterschiedes von regelmäßig und unregelmäßig erneuert Klages zwangsläufig den Versuch, die »Charaktere« der Hs ⟨derartiges ist mit Regelmäßigkeit nämlich letztlich intendiert⟩ in ihren »Merkmalen« zu erfassen. K. wäre dann sozusagen nur eine Stufe höher als M.: zu den Zeichen — aufgefaßt im Sinn exakt feststellbarer, zählbarer und meßbarer Größen und Verhältnisse — käme das allgemeine Merkmal eines Regelmäßigkeitsgrades hinzu.

Es sind genau genommen zwei Zahlen zu bestimmen: je eine für die Schwankungsbreite und für die »Durchschnittsgröße« und zwar getrennt bei den verschiedenen Schriftelementen ⟨speziell bei der Neigung der Grundstriche⟩, so wäre dann der »Einzelbefund vollständig bestimmt« ⟨S. 8⟩. Es ist für M. charakteristisch — in positivem wie in negativem Sinn —, daß er die Dinge nicht in diese Konsequenz getrieben hat. So etwas wie Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit kommt bei ihm nicht als allgemein bestimmtes Moment einer Hs, sondern nur als ein spezielles Zeichen vor ⟨s. »système« S. 250 ff.⟩: die Gradlinigkeit der Zeile und die Gleichmäßigkeit der Buchstabenhöhe sind Zeichen für »constance«, das Gegenteil Zeichen für »versalité«. ⟨Das gleichzeitige Heranziehen der anderen Willenszeichen — im Sinne fester Kombinationen — für die Deutung beider Zeichen läßt sehen, daß »constance« und »versalité« bei M. vornehmlich als bestimmte Ausprägungen des Willens zu verstehen sind.⟩ Im Gegensatz zu einem solchen Begriff von Regelmäßigkeit intendiert K. nicht ein spezielles Merkmal der Hs sondern einen grundsätzlichen und insofern ganz allgemeinen Tatbestand, die Schwankungsbreite, welche in jedem beliebigen Merkmal der Hs wiederkehrt. Und entsprechend unterscheidet sich die charakterologische Ausdeutung der Regelmäßigkeit bei K. von der Bedeutung des M'schen Zeichens: Wille als Bedeutung der Regelmäßigkeit führt im Sinne von K. auf die Grundstruktur des menschlichen Lebens zurück ⟨im Sinne einer metaphysischen Dualität von Seele und Geist — bez. bewußtem Willen⟩ im Unterschied zu der Konstatierung bestimmter Willenstypen bei M. Von K. aus gesehen, konnte M. unmöglich einen zureichenden Begriff von der Regelmäßigkeit haben: die festen

* Es ist derselbe ungeklärte Gegensatz des Graphischen und des Graphologischen, der das eigentlich zugrunde liegende Problem in R. Saudek's »Wissenschaftlicher Graphologie« ausmacht; bei ihm formuliert als der Gegensatz des Physiologischen und des Psychologischen.

Zeichen forderten eo ipso Regelmäßigkeit im Sinne der Konstanz, und Unregelmäßigkeit als einen das Ganze einer Hs betreffenden Tatbestand konnte M. nicht sehen, weil er innerhalb des Bereiches seiner festen Zeichen ein Schwanken überhaupt nicht zulassen konnte. So ist auch zu verstehen, wieso M. durchgängig vor der Anwendung zählender und messender Untersuchung der Hs Halt macht — Verfahren, von denen man mit Recht vermutet, daß sie in der Konsequenz seiner Zerlegungsmethode liegen. K. macht die M.'sche Idee der festen Zeichen gerade dadurch problematisch, daß er die Zeichen auf ihre exakte Bestimmbarkeit prüft. Er findet in der »Schwankungsbreite« einen »genau bestimmten Begriff« ⟨S.16⟩.

Dessen Anwendung auf die Hs enthält jedoch mehr als die bloße Wiederholung des M.'schen Ansatzes auf einer höheren Stufe, sofern weiter gefragt wird: was ist denn das, was schwankt? Denn wenn die Zeichen nicht fest sind, hat es auch keinen Sinn, noch die eigentliche Substanz der Hs in ihnen zu suchen. Die Ausdrücklichkeit, mit der K. diese Konsequenz der M.'schen Graphologie zieht und zugleich über sie hinaus baut, hat etwas Zweischneidiges. Zunächst begibt er sich — und zwar ganz bewußt — des Vorteils der nicht terminologisch ausformulierten und doch nicht begriffslosen Intuition. ⟨Bei M. spielt der Eindruck, daß eine Hs »mouvementée« sei, oft eine entscheidende Rolle und anderseits das Ideal der kalligraphischen Formengerechtheit — darin liegen zwei ungeklärte Begriffe von Schwanken und »Regelmäßigkeit«, welche seine Deutungen unbemerkt dirigieren⟩. Und dabei bleibt K. auf diese Weise doch mit dem M.'schen Ansatz belastet, welcher durch die Konsequenzen, zu denen er treibt, als ein von der Sache abdrängender wirksam wird. Dieselbe Belastung offenbart sich direkt in der Bestimmung der Allgemeinheit, welche allen Schriftmerkmalen bei K. zukommt: jede Hs hat eine bestimmte Schwankungsbreite, ebenso auch schon jedes einzelne Schriftelement. Zwar sind es nicht mehr feste Formen, auf welche hin die Hsen angesehen werden wie bei M., aber dafür Eigenschaften, welche sie auf alle Fälle, nämlich in irgend einem Grad, haben müssen. Dadurch, daß den Merkmalen in der Hs allgemein ein Schwankungsspielraum zuerkannt wird, ist deren graphische Reichweite erweitert, und entsprechend sind die damit verbundenen Ansprüche höhere ⟨nämlich die Hs »im Ganzen« und als ganze zu erfassen⟩. Die hierfür wichtige Ausbildung der Vorstellung von der gradweisen Abstufung der Schrifteigenschaften ist mit dem Herausheben von so etwas wie Schwankungsbreite eingeleitet; denn von ihr zu sprechen, setzt die Erkenntnis voraus, daß die Schrifteigenschaften ein Mehr und Weniger haben mit Bezug auf einen festgehaltenen mittleren Ausbildungsgrad. Dieser hat aber als »durchschnittlicher Grad« ⟨»durchschnittlicher Grad« sowohl hinsichtlich der jeweiligen Hs als diejenige Ausprägung der Schrifteigenschaft, welche der Deutung zu Grunde gelegt wird, als auch hinsichtlich aller Hsen überhaupt: im Sinne der indifferenten

Mitte, welche nach keiner Seite hin zu deuten ist) methodisch eine abgeschwächte Bedeutung im Vergleich mit dem Zeichen in seiner typischen und »schönen« Ausprägung, an der sich bei M. jede Deutung orientiert.

Dabei erweist sich M. in gewisser Weise als unangreifbar. Was er als Zeichen der »constance« und der »versalité« bestimmt, sind leicht zu fassende graphische Bestände: die Schrift ist gesehen als ein in der Zeilenrichtung über die Schreibfläche hinlaufendes Band, welches möglichst gerade und gleichmäßig breit sein soll. Eine Kritik Ms. könnte in diesem Fall erst da einsetzen, wo gefragt würde, was eigentlich mit der Konstatierung solcher Regelmäßigkeit, die mehr eine bloß äußerliche Ordnung in der Schrift darstellt, ausgemacht ist. Und was sie ergeben würde, wäre, daß M. mit einem beschränkten Begriff von Regelmäßigkeit anspruchslose Resultate zutage fördert. Der eigentliche Einwand würde sich dahin verschieben, daß faktisch ein viel wichtigerer Begriff von Regelmäßigkeit bei ihm wirksam war, er diesen aber nicht theoretisch zu explizieren verstand (s. oben) und mit seiner Methode auch nicht explizieren konnte. Bei K. können wir die M.'schen Tendenzen kritisch fassen; es wird deutlich, daß im Verhältnis zu dem, worauf K. mit solch einem Begriff wie »Regelmäßigkeit« eigentlich hinaus will, die Explikationen unzureichend bleiben. Es sind Lücken an entscheidenden Stellen: daß Regelmäßigkeit von vornherein im Sinn von Regelung verstanden ist, wird nicht ausdrücklich; der Übergang von der Schwankungsbreite *einer* Schrifteigenschaft zur Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit der *ganzen* Schrift enthält ein ungeklärtes Überspringen von einer durch Zählen und Messen zu gewinnenden Feststellung zu einer Charakterisierung. Auch bei K. wird der Gegensatz von »graphisch« und »graphologisch« nicht methodisch überwunden. Daß aber K. dieser Kritik ausgesetzt ist, weist auf den Fortschritt zurück, daß für ihn jene Trennung nicht mehr eindeutig ist wie für M. Methodisch angesehen ist das, was er faktisch leistet, eine nachträgliche »Verseelung« des handschriftlichen Tatbestandes.

Zu dem Widerspruch, in welchen die primitive Zeichendeuterei durch den (entsprechend primitiven) Einwand gesetzt wird, daß es in der Hs nichts Festes gebe, vielmehr alles schwanke, verhält sich K. *synthetisch*: er nimmt das Schwanken in den Tatbestand der Hs mit auf. »Die geltend gemachten Schwankungen angehören nämlich selber demjenigen Sachverhalt, den unser Deutungsverfahren zugrunde legt.« (S. 8). Die Beweglichkeit, welche die Handschrifteigenschaften so gewinnen, ist eine wesentlich *nachträglich* hineinkommende Verflüssigung, d. h. aber: das Schwanken kommt nicht in der Bedeutung, welche es an ihm selbst hat, zur Geltung. Es ist in seiner Möglichkeit daraus zu verstehen, daß das Feste der Schrift, nämlich die vorgeschriebenen kalligraphischen Formen als solche keine Verbindlichkeit für das ausgebildete Schreiben haben,

sondern einen durch die Grenzen der Lesbarkeit bestimmten Spielraum lassen. ‹Hierin liegt der wesentliche Unterschied der Hs als Ausdruck einer Bewegung gegenüber dem Gang. Die Weise, wie einer seinen Gang »hat« und darin zum Ausdruck kommt, ist durch eine ursprünglichere Verbindlichkeit charakterisiert, weil man seine Art zu gehen unvermittelt hat.›

Wenn die Ausgestaltung, welche die verschiedenen Schriftelemente in einer bestimmten Hs gefunden haben ‹also eine gewisse Größe, ein gewisser Neigungswinkel, eine gewisse Teigigkeit der Züge usw.› sinnvoll durch die jeweilige »Durchschnittsgröße« fixiert werden soll, so kann die Hinzunahme der Schwankungsbreite des betreffenden Schriftelements nicht mehr besagen wollen, als daß die Schriftelemente um eine gewisse Lage, welche die eigentlich angemessene Lage wäre, schwanken — etwa wie ein Rohr im Winde um seine natürliche Lage schwankt. Damit wäre aber die wesentliche Bedeutungslosigkeit der nahe den Grenzen des Schwankungsspielraums liegenden Formen zugegeben. Die Hs erleidet so von vornherein Einbuße an ihrer möglichen Bedeutsamkeit: die extremen Formen werden darauf eingeschränkt, Abweichungen von einer Norm zu sein. Als Beispiele, welche die Undurchführbarkeit einer derartigen Nivellierung dartun, können wir heranziehen: 1. das Kleinerwerden der Buchstabenhöhe am Wortende; dieses bedeutet kein Schwanken ‹speziell Abnahme› der Größe, sondern ist seinem Sinn nach z. B. ein »Ausziehen« des Schlußzuges oder beruht auf einem sich-Ausweiten im Zuge der Schreibbewegung nach rechts; 2. die Verschiedenheit des Neigungswinkels in derselben Hs bei Lang- und bei Kurzlängen ‹zurückgestellte Kurzlängen, das »Theologenzeichen« bei M.›. Hier geht mit dem Begriff des Schwankens der einer durchschnittlichen Neigung überhaupt verloren. Die beiden Neigungen einer solchen Schrift schwanken nicht um eine mittlere Neigung: die ist in solchen Hsen gar nicht vertreten. Die Hs Nr. 114 bei K. könnte nach seiner Definition der Regelmäßigkeit eigentlich nicht unter den »äußerst regelmäßigen« aufgeführt werden; denn sie weist in extrem stabiler Ausprägung diese Zwiespältigkeit des Neigungswinkels auf. Umgekehrt wäre es auch nicht angemessen, vom »Schwanken des Neigungswinkels« und dementsprechend von einer unregelmäßigen Hs zu sprechen. Denn die Zwiespältigkeit des Neigungswinkels bedeutet etwas anderes als Schwanken. Die Schwankungsbreiten sind in dieser Hs tatsächlich aufs äußerste eingeengt; es liegt gerade nicht ein Schwanken durch die ganze Breite eines bestimmten Bereiches von Neigungswinkeln vor. Die Unstimmigkeit dieser Hs beruht auch nicht auf der Zwiespältigkeit des Neigungswinkels allein; sie findet sich weder im Gegensatz der breit hingesetzten »u«, »n«, »m« auf der einen Seite und der ängstlich engen »c«, »a«, »l«, »g« usw. auf der anderen. Ebenso: die kräftigen Grundstriche, welche fest auf ein Zentrum gerichtet zu sein

scheinen und dazu die schwächlichen und gänzlich mangelhaft orientierten Oberzeichen, der Widerspruch zwischen der scheinbar trotzigen, wuchtigen und entschiedenen Schreibbewegung, wie sie besonders die auf- und abgehenden Züge verraten und der Unsicherheit, welche sich in kleinlichem Herumkorrigieren zeigt, der Widerspruch zwischen der Klarheit und Größe der Hs, welche scheinbar nichts verbergen will und dem Mangel an wirklicher Lesbarkeit, schließlich ganz allgemein der Widerspruch zwischen der anspruchsvollen Größe der Hs und der Armut ihrer Formen.

Diese Beispiele zeigen, daß man dem eigentlichen Sinn der »Schwankungen« nicht gerecht wird, wenn man sie als Abweichungen von einer durchschnittlichen Norm faßt*. Auf diese Auffassung kann K. jedoch nicht endgültig festgelegt werden. Die im Vorangehenden dargelegten Einwendungen treffen nur eine bestimmte Stufe der Fixierung der Begrifflichkeit, mit der K. das Wesen der fassen will. Das, was K. eigentlich intendierte, finden wir im Begriff des Schriftcharakters, und in dieser Richtung ist K. am weitesten mit der Analyse des »Ebenmaßes« und des »Formiveaus« gekommen. Alle anderen Schrifteigenschaften, unter denen wir die Regelmäßigkeit als repräsentatives Beispiel ausgewählt haben, sind nicht klar als echte formale Bestimmungen ‹Charaktere› der Hs gefaßt. Sie zeigen immer zwei Gesichter -- ganz analog, wie wir es bei der Regelmäßigkeit gefunden haben: sie meint Regelung, wird aber bestimmt als ‹zahlenmäßig feststellbare› Einschränkung der Schwankungsbreite. Die Schwankung wird als quantitative Abweichung von einer Norm, dem zahlenmäßig bestimmbaren Durchschnitt, gefaßt — gemeint ist der Spielraum der natürlichen Bewegtheit. Oder: mit »Größe« meint K. den Charakter des Pathos, den eine Hs hat — er sucht sie in der Länge der Kurzbuchstabengrundstriche zu fassen, in der Weite der Hs sieht er ihre Zielstrebigkeit — er mißt sie durch das Verhältnis von Grundstrichlänge und -abstand. Nicht als ob damit endgültige »Widersprüche« konstatiert würden — sondern es soll sichtbar gemacht werden, daß in der Weise, wie K. die beiden Aspekte einer Schrifteigenschaft

* Wie wenig brauchbar ein so verallgemeinerter Begriff wie der des »Schwankens« ist, zeigt sich z. B. auch an der Stelle in den »Problemen der Graphologie« ‹S. 12›, wo das Schwanken als Zeichen der Willkür (!) in der Hs aufgeführt wird. Es handelt sich hier beide Male um ein andersartiges Schwanken, und die andere Weise zu schwanken wird in beiden Fällen in anderer Bedeutung Zeichen. Mit der Konstatierung von bloßem »Schwanken« ist eben noch wenig geleistet. Einmal handelt es sich um das Schwanken innerhalb der Breite eines natürlichen Spielraums der Schreibbewegung im Gegensatz zu dessen Einengung durch die Regelung; das andere Mal dagegen um Schwanken im Sinne der Abweichung von den Formen, die sich eine willkürliche Handschriftengestaltung zum Vorbild genommen hat — um ein Zurückbleiben hinter dem Gewollten und um Abgleiten und Herausfallen aus einem festen Stil. Daß in diesem Falle gerade das Schwanken Zeichen für den Willen ‹nämlich im Sinne der Willkür› sein kann, liegt daran, daß es auf das Herrschen eines bestimmten Schreibstiles zurückweist und ihn als solchen erkennbar macht.

zusammensieht, eine noch unüberwundene methodische Schwierigkeit liegt und daß die von ihm fixierten Zusammengehörigkeiten Verkoppelungen sind.

Durch die Betonung des Schwankens als eines handschriftlichen Tatbestandes erhalten die Schriftmerkmale, welche schwanken, einen anderen Sinn. Was bei M. ganz bestimmte, eigenartige und einfach zu konstatierende Formen gewesen waren, das wird bei K. in Schrifteigenschaften aufgelöst, welche jede Hs in irgend einem Grade hat. Wenn M. auch nicht hätte explizieren können, warum gerade diese bestimmten Figuren in der Hs den Rang von Kennzeichen des Charakters haben, so konnte darin doch eine echte Intuition gelegen sein. Weil K. eine methodisch anspruchsvollere Begrifflichkeit in unangemessener Weise durch die Anschauung sichern will, kommt es zum Zählen und Messen. Daß er darauf verfallen konnte, liegt an zwei Momenten seiner Bestimmungen, durch welche sie sich positiv gegenüber den M.'schen auszeichnen. Sie sind Totalbestimmungen, d. h. sie betreffen die Hs im Ganzen, sie meinen nicht bloße Stücke, vielmehr ist jedes einzelne Stück der Hs bestimmt im Sinne der Größe, Neigung, Teigigkeit usw. ⟨Das wird dadurch möglich, daß man das Schwanken zuläßt und sich an die Durchschnittswerte hält⟩. Und in eins damit sind sie Allgemeinbestimmungen der Hs, d. h. weil sie die Struktur der Hs als eines anschaulichen Ganzen betreffen, sind sie gleichmäßig Bestimmungen aller Hsen.

Es liegt in der Tendenz der K.'schen Begrifflichkeit, eine sachangemessene Ansprechensrichtung gegenüber dem Gegenstand der Graphologie auszubiden. Der Schüler des M.'schen »système« wird eine Hs daraufhin ansehen, ob er in ihr die ihm bekannten Formen mit feststehendem Zeichenwert entdecken kann. Es bleibt ganz dem Zufall überlassen, was ihm begegnet gemäß der Vordringlichkeit, mit der sich etwas zunächst heraus hebt. Die nachträgliche Anordnung der einzelnen Befunde nach ihrer Wichtigkeit ⟨wie sie z. B. auch in der Anordnung der 8 Klassen des »système« durchgeführt ist⟩ bedeutet nichts, was dagegen spräche, denn es handelt sich dabei bloß um das, was äußerlich das Bild der Hs beherrscht. K. dagegen macht den Aspekt der Hs beweglich, indem er den Blick auf den Grundbestand lenkt, daß es etwas »Festes« in ihr überhaupt nicht gibt, daß alles »schwankt«. Das, was bei ihm den Zeichen von M. entspricht, wird nicht wie bei jenem als etwas Fertiges an die Hs herangebracht, sondern es wird aus der betreffenden Hs selbst erst gewonnen. Dabei liegt der methodische Ausgangspunkt im »Ganzen der Handschrift«. K. sammelt nicht Einzelheiten aus der Hs auf, sondern er lenkt den Blick von vornherein in jeder Hs auf ein und dasselbe: ihren Rhythmus. Dieser aber ist nicht im selben Sinn zu sehen, wie »Zeichen« zu sehen sind, sondern er wird erfaßt in einem sich-hindurch-Sehen unter Absehen von den zunächst auffallenden Einzelheiten. Nur wenn

man die ganze Hs und die Hs als Einheit in den Blick bringt, kann man ihre Regelmäßigkeit bestimmen in der Übersicht über die Schwankungsbreiten der verschiedenen, verschiedenwertigen Momente der Hs. Und dabei lassen sich stabilere Schrifteigenschaften feststellen im Gegensatz zu solchen, die mehr schwankenden Charakters sind. K. kommt an die Hs mit einer bestimmten Frage heran, welche sich für ihn aus der Natur der besonderen Gegenständlichkeit der Hs ergeben hat. Was hier erfragt werden soll, ist nicht wie bei den Zeichen M.'s das bloße Vorhanden- oder Nichtvorhandensein bestimmter fester Kennzeichen; vielmehr erfordert die Feststellung von Regelmäßigkeit, Schwankungsbreiten und Durchschnittsgrößen eine Durchsicht der Hs als ganzer in ihren einzelnen Ausdruckszügen. Was K. sehen will, ist auch nichts, was wie ein »Zeichen« einfach festgestellt werden könnte. Der Rhythmus, die »Eigenart« der handschriftlichen Bewegtheit im Ganzen und eine bestimmte Bewegungstendenz im besonderen sind nichts, was in den figürlichen Einzelheiten schon zu fassen wäre; die Einzelform muß auf den in ihr durchblickenden allgemeinen Grundcharakter hin durchschaut werden. Was bei K. an die Stelle der M.'schen Zeichen tritt, sind Momente der Schrift, Schriftcharaktere, formale Bestimmungen der Hs; z. B.: die »Linksläufigkeit« tritt anstelle der »Egoismusschleife«, die »Anfangsbetonung« anstelle des M.'schen Zeichens für den Hochmut (der aufgebauschte Buchstabe, speziell das überhöhte und dreistufige »M«). Die K.'schen Bestimmungen gehen einerseits in ihrer Bedeutung über den nackten graphischen Bestand hinaus, d. h. mit dem Vorfinden bestimmter Figuren in der Hs (also z. B. dem angeführten »M«) ist über sie noch nicht entschieden, andererseits bleibt die wichtigste Entscheidung über diese Charaktere, nämlich über ihre volle, für die charakterologische Deutung eigentlich maßgebende Bedeutung in der betr. Hs vom Formniveau dieser Hs abhängig. In zweifacher Hinsicht können also die K.'schen Bestimmungen von den festen Zeichen M.'s unterschieden werden: derselbe Schriftcharakter kann an ganz verschiedenen graphischen Beständen zum Ausdruck kommen, und zweitens: ein Schriftcharakter impliziert nicht eine schon voll bestimmte charakterologische Bedeutung.

Es liegen hier zwei Formalisierungen vor. Das Zeichen als solches ist formalisiert zur Bewegungstendenz als solcher. Durch die damit gegebene Aufhebung seiner festen Fixierung ist eine Dimension neuer Bestimmungsmöglichkeit freigeworden. Bei der »Egoismusschleife« gibt es keine anderen Verschiedenheiten als solche der Grade ihrer intensiven Ausprägung; ist sie aber im Sinn von K. als Symptom der »Linksläufigkeit« verstanden, so treten neben die Linksläufigkeit eingerollter Bögen und Schleifen andere Arten wie z. B. die zurückgelegter Oberlängen und die »linksläufige Abbiegung« frei endigender Unterlängen. Ebenso sind z. B. formalisiert »Ausgiebigkeit« gegenüber »Größe«, »Anfangsbetonung« gegen-

über dem Zeichen des »dreistufigen M«, »Druck« gegenüber den »Keulenstrichen«. Im Gegensatz zu den M.'schen Zeichen lassen sie nähere Bestimmungen der Art und Weise zu, in der sie vollzogen werden und fordern solche Bestimmung. Damit kommen aber die alten »Zeichen« nicht etwa als Unterarten allemeinerer Gattungen aufs Neue herein, nicht das Verhältnis des Allgemeineren zum Spezielleren sondern das einer Tendenz zu ihrem Symptom ist hier maßgebend. Die zweite Formalisierung liegt darin, daß die Bewegungstendenzen zu ihrer vollen Bedeutung erst auf Grund des Formniveaus der ganzen Hs bestimmt werden. Und das nicht etwa in demselben Sinn wie bei M. eine Deutung durch andere gefärbt und nuanciert werden konnte, sondern so, daß die vorausgehende Bestimmung der Hs nach Formniveau (und auch Ebenmaß und Regelmäßigkeit) Grundbestimmung wird (siehe die durchgeführte Analyse von Hs Nr. 67 auf S. 175 ff.). Auf diese Weise werden ausschlaggebende »Vor-zeichen« für alle weiteren Befunde gewonnen. Für das Formniveau gilt dies in dem wörtlichen Sinn, daß es sich bei der Deutung der einzelnen Schrifteigenschaften als Plus- oder Minuszeichen in den jeweiligen Charaktereigenschaftstabellen geltend macht. Mit den drei Grundbestimmungen wird der Umkreis der möglichen Deutungen für eine Hs festgelegt. Für den Fortgang der Deutung bleibt die Fixierung einer bestimmten Formstufe, bestimmten Grades von Ebenmaß und Regelmäßigkeit maßgebend. Wir haben im folgenden verständlich zu machen, wie solch stufenweise höhere Begriffe möglich und erforderlich werden. An einem Beispiel zeigen wir, wie die Problematik des Begriffes der Regelmäßigkeit den Begriff des Ebenmaßes erforderlich macht.

Beim Eindringen in die Hs »A« (»Graphologische Praxis« 1901, S. 2—3 und ein Teil der Schriftprobe im K'schen Lehrbuch als Nr. 77) weicht der Eindruck der klaren Geregeltheit der Hs als ganzer einem gleichsam atomistisch gelockerten Gesamtbild. Man vergleiche die Hs Bismarcks (bei K. Nr. 32), welche durch ihre Weise der Regelung gerade äußerste Dichtigkeit und Geschlossenheit gewonnen hat. Bismarcks Hs hat wirklich ein Gesetz in sich, A's Hs steht unter einem gesetzlich regelnden Zwang, welcher aber die Hs nicht innerlich durchherrscht. Die atomistische Struktur dieser Hs, welche Zeile von Zeile trennt, Wort von Wort, Buchstabe von Buchstabe, ja schließlich nicht nur Grundstrich von Grundstrich sondern überhaupt jeden einzelnen Zug als eine Einheit isoliert und im Sinne einer klaren und selbständigen Ausbildung herauslöst, wobei die jeweils höheren Schreibeinheiten (Wort, Zeile und Schriftseite) nicht aufgehoben werden sondern als die höheren Verbände bestehen bleiben — dieser Charakter des Zusammengebauten begründet einen Unterschied verschiedener Aspekte dieser Hs. Und damit kommen wir zu einer Differenzierung von »Schwankungsbreite«. Dies aber nicht in dem Sinn, als ob die verschiedenen Stufen, welche

sich bei dem »Aufbau« ergeben, eigene Weisen zu schwanken hätten. Die Schwankungen in der Grundstrichlage, in der Buchstabenaneinanderreihung, in der Gruppierung der Worte auf der Zeile, im Abstand der Zeilen und in der Führung des linken Randes sind hier vielmehr alle wesentlich von derselben Art. Die im Folgenden vollzogene Unterscheidung von verschiedenen Weisen des Schwankens stützt sich auf die Unterschiede, die in dieser Hs liegen, sofern jener Aufbau Unterschiede der Ursprünglichkeit in ihr sehen läßt. Es kommt uns nicht darauf an, daß die Schwankungsbreite hinsichtlich verschiedener Seiten dieser Hs verschieden ist, ihrerseits schwankt, sondern darauf, daß wir über »Schwankungsbreite« überhaupt hinausgehend auf die Problematik der Regelmäßigkeit in dieser Hs stoßen, wenn wir sie verstehen als Regelung. Es erweist sich als sinnlos, noch das ‹relativ geringe› Schwanken des Neigungswinkels dieser Hs abzuwägen gegen das ‹sehr beträchtliche› Schwanken der Höhe der Kleinbuchstaben ‹welches einerseits ein Schwanken im Einzelnen ist und andererseits ein Wechsel der Höhe der Schrift im ganzen: die Zeilen 5—8 sind im ganzen von geringerer Ausgiebigkeit verglichen mit den Zeilen 1—4›. Dabei kommt es uns nicht darauf an, zwei wohlunterschiedene Weisen des Schwankens in dieser Hs aufzuzeigen, sondern darauf, die eine aus dem Zusammenhang mit der anderen zu verstehen und um das zu ermöglichen, diesen Zusammenhang anschaulich sehen zu lassen. Damit wird gleichzeitig der Begriff eines festen Schwankungsgrades zweifelhaft. Der Charakter des Aufgebauten, von dem wir oben sprachen, hat sich bei einer gestaltenden Durcharbeitung des Ganzen der Hs ergeben; diese Durcharbeitung tendierte auf ein in der Raumverteilung geklärtes, abgewogenes, lichtvolles und prägnantes Schriftbild. Diese Tendenz hat sich voll auswirken können. Daß diese Hs bei der Beurteilung durch die Graphologen einer Überschätzung hinsichtlich ihres Ausdrucksgehalts verfiel, war kein Zufall, sondern ergab sich zwangsläufig daraus, daß die Tendenz, welche bei der Gestaltung dieser Hs herrschte, gerade das zum Leitbild hat, was dem Graphologen von dem Interesse an der Deutbarkeit der Hs her als positive Bestimmung des Charakters gelten muß: die ausgeprägte, voll zur Erscheinung gekommene Gestalt. ‹Vgl. a. »charakteristisch« »ausgeprägt«; »deutlich« »deutbar«›. Gegenüber dieser Ausgestaltung ist nun das vollständige Fehlen eines Grundes von Motiven im Sinne von noch unentwickelten Ansätzen zu beachten: diese Hs hat ihre Möglichkeiten bis zu einem Ende entwickelt. Die überhaupt noch erkennbaren Ansätze zu einer Veränderung, die sie enthält, weisen auf negative, an der Auflösung der erreichten Form arbeitende Tendenzen. ‹Die Hs hat eine zerbrechliche, vergleichsweise gläserne Konsistenz.› Mit dieser Feststellung ist über die Entwicklungsmöglichkeiten, welche A innerhalb seiner Schrift hat, nur so weit entschieden, als damit gesagt ist, daß die neue Hs, wenn er über-

haupt eine andere Hs bekommen sollte, eine von Grund aus erneuerte Hs sein müßte, die im Sinne der Graphologie keine »Fort«-entwicklung der alten sein könnte, weil in der Hs, so wie sie vorliegt, keine Motive für eine Fortentwicklung gegeben sind*). Zunächst wird das Schwanken in dieser Hs graphologisch bedeutsam, sofern es im Sinne der Tendenz, welche sie gestaltet hat, liegt, ihr eine feste Orientierung zu geben. Zwar bringen die verschiedenen Momente der Schrift jeweils mit ihrem Schwanken etwas Eigenes zum Ausdruck. Das Schwanken des Linksrandes ⟨sein Schmalerwerden nach unten zu⟩ beruht auf Überkompensation, das Schwanken der Zeile besteht in einer gewissen Gebrochenheit ⟨wir haben es hier nicht mit der sog. gewundenen Zeilenführung zu tun⟩ und bekundet das beständige Zurückholen der Bewegung auf die angestrebte Zeile, das Schwanken der Grundstrichlage ist ein Pendeln um die normierende senkrechte Lage und zeigt den Wechsel zwischen dem Überschießen und Abspannen der regelnden Energie in dem ständigen Sichablösen linksschräger und rechtsgeneigter Grundstriche, das Schwanken der Buchstabenformen ⟨hinsichtlich des Gleichgewichts und der klaren Scheidung ihrer Einzelzüge⟩ und dasjenige der Buchstaben-, Wort- und Zeilengliederung ⟨meist geringfügig, durchgehends etwas stärker in Zeile 5—8⟩ zeigt öfters Zurückbleiben hinter dem herrschenden Leitbild. Trotzdem haben wir in diesen verschiedenen Erscheinungsweisen des Schwankens ein sinneinheitliches Phänomen vor uns: Aufrechterhalten des Leitbildes in gespannter Überwachung und ständig zu korrigierendem Zurückholen bereiter Kampfstellung.

Wir stoßen aber noch auf eine tieferliegende Schicht von Schwankungen, auf Ungleichmäßigkeit der Antriebsenergieen, welche sich in verschiedener Weise bekundet: zunächst in dem Wechsel in der Ausgiebigkeit der Bewegung, besonders der absoluten Größe der Hs im ganzen und ihrer Höhe bei vielen Einzelformen ⟨siehe die zu groß geratenen »a« der ersten drei Zeilen, die zu kurz gekommenen Schluß-»r«, allgemein die Tendenz zur Höhenzunahme — sie wird meist schon bei den Grundstrichen eines einzelnen »m« sichtbar — und das Nachlassen der Gesamtgröße in den Zeilen 5—8⟩, dann in den unrhythmischen Druckschwankungen. ⟨Zeile 4 »Probe . . .«, »ohne«, Zeile 6 und 7: »Ausführung«, 8: »Deutsch . . .«, 9: »Erreichung«; dagegen z. B. Zeile 1 und 2⟩ und schließlich in einer Labilität des Antriebs, wie sie durch die Verschiedenheit der Zeilen 5–8 im Vergleich mit 1—4 anschaulich wird: größere Leichtigkeit, Fluß und auch Lockerheit in eins mit Nachlassen der Durchformung, siehe die größere Dichtigkeit, Verbundenheit — z. B. in »Richtigkeit« und bei

* Von dem Fertigsein einer Hs in diesem Sinn unterscheidet sich das sog. Ausgeschriebensein einer Hs dadurch, daß damit nicht mehr gesagt ist, als daß wirklich schon Handschrift da ist: daß die (Fibel-)Schrift nach allen ihren Seiten angeeignet ist — wobei noch offen bleibt, ob diese Aneignung schon endgültig erledigende Aneignung ist.

». . . landträgt«, Zeile 8, bezüglich der Lockerheit: Zerstückelung wie in »Arbei/t« ⟨Zeile 6⟩, »drü/ben«, »hi/er«, »i/n«, ⟨7⟩, »i/ch« ⟨8⟩, hinsichtlich schwächerer Formung: »und R⟨ichtigkeit⟩« ⟨5⟩, dann die vergleichsweise ausdrucksloseren »g« in Zeile 5—8 im Gegensatz zu den differenzierteren, voller ausgebildeten in den ersten Zeilen, überhaupt ein Nachlassen der Wirksamkeit des oben besprochenen Leitbildes: geringere Klarheit, stärkere Abweichungen von der Vertikalen.

Es liegt also nicht so, daß wir in dieser Hs verschiedene und in gleichem Sinn mögliche Grade von Regelmäßigkeit finden, jenachdem welche Seiten der Hs wir für die Bestimmung der Schwankungsbreite zu grunde legen, sondern wie diese Hs sich gibt, offenbart sie zunächt die ihr aufgeprägte Regelung und gleichzeitig mit dem in dieser Regelung der Tendenz nach liegendem Leitbild ein von da aus zu fassendes Schwanken im Sinne des Zurückbleibens hinter diesem Leitbild, bezw. des Abweichens von ihm — und zweitens in einer anderen Schicht, welche von jener Regelungstendenz nicht erfaßt wird, Schwanken in einem ursprünglicheren Sinn. Aus diesem Schwanken ergibt sich uns eine Bestimmung der Bedeutung, welche jene Regelungstendenz für diese Hs hat. Die Regelmäßigkeit dieser Hs wird auf diese Weise von einer Grundschicht und von deren Schwanken aus verstanden. Das ergibt eine andere Bestimmung, als wenn die Schwankungen der Grundschicht mit in das Material jener zunächst gegebenen Befunde hineingenommen würden und dann gleichmäßig mit ihnen zusammen den Grad der Regelmäßigkeit ermitteln lassen sollten. Wir kommen so auch nicht zu einer artmäßig zu bestimmenden Regelmäßigkeit, sondern wir bestimmen die zunächst in die Augen springende Regelmäßigkeit als das Ergebnis einer nachträglichen gestaltenden Durcharbeitung der Hs. Die Untersuchung der Regelmäßigkeit führt uns also in dem vorliegenden Fall dazu, ihrem Motivationszusammenhang in der Hs nachzugehen. Aber nicht etwa auf den Nachweis des Vorhandenseins einer solchen »Grundschicht« kam es uns an, das wesentliche Ergebnis ist vielmehr für uns, daß die Hs nicht in allen ihren Teilen gleichmäßig Ausdruck ist. Die Schwankungen in dieser Hs sind nicht einfach als Störungen innerhalb eines im Ganzen als harmonisch geltenden Gesamtbildes zu nehmen, sie gehen vielmehr auf eine Grundspannung und Anstrengung zurück, welche diese Hs im Sinne einer Motivationsstruktur bestimmt. Die seltsame und eigenartige spröde Klarheit wird verstanden als Ergebnis eines Kampfes; wir erkennen von hier aus den Charakter der Nachträglichkeit, den das hat, was sich der graphologischen Analyse bei dieser Hs zunächst aufdrängt, und dem sie zu verfallen Gefahr läuft in dem Sinn, daß sie eine zunächst auffällige Oberfläche zu ernst nimmt.

Das eben analysierte Beispiel sollte zeigen, daß die tieferliegende Problematik der Hs, welche K. mit den Bestimmungen

»Ebenmaß« und »Formniveau« fassen will, in concreto schon in der Regelmäßigkeit zu finden ist. Das, was K. im Grunde allein an der Hs als das Wesentliche erfassen will, ihren Rhythmus, das wird mit dem Gegensatz von Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit noch nicht bestimmt. Die Anschauung drängt durch ihre Problematik zu eigentlicherer Bestimmung. Dabei müßten die Bestimmungen der Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit selbst problematisch werden. K. fixiert sie jedoch durch die Unterbauung mit der ‹durch Messung zu bestimmenden› rein graphischen Schwankungsbreite und sucht der hieraus entspringenden Schwierigkeiten auf einer höheren Stufe Herr zu werden. Von K. aus gesehen impliziert die von uns durchgeführte Untersuchung der Regelmäßigkeit im Grunde die Bestimmung des Ebenmaßes — welche für ihn aber in anderen Beständen und anders in der Hs begründet ist als die Regelmäßigkeit. Das Ebenmaß einer Hs bezeichnet eine höhere Gesetzlichkeit in ihr, als es die Regelmäßigkeit ist. Regelmäßig ist eine Hs durch die Konstanz ihrer Formen und Maßverhältnisse. Es handelt sich bei ihr darum, ob und in welcher Weise sich das, was M. von einem »Zeichen« als seine Konstanz fordert, in der Hs als ganzer durchsetzt ‹und nicht nur hinsichtlich gewisser immer wiederkehrender Einzelformen›. Die Grundfrage, als was und wie jene Konstanz zu fassen ist, ist mit der Formulierung von »Regelmäßigkeit«, »Schwankungsbreite« und »Durchschnittsgröße« von K. vorläufig abschließend beantwortet. In diesem »vorläufig« liegt, daß sie von K. nicht radikal beantwortet wird. Sie ist insofern in nivellierender Weise erledigt worden, als das Mehr und Minder der Abweichungen ohne wesentliche Bedeutung für die ‹mit Durchschnittsgraden fixierten› Schrifteigenschaften ist. Dadurch wird es erschwert, »Rhythmus« aus der ursprünglichen Bewegtheit des Schreibens heraus zu verstehen: der Rhythmus wird bei K. etwas, das nachträglich die in ihren eigentlichen Merkmalen fest bestimmte Hs gleichsam umspielt und lockert, etwas, was im Grunde ganz unabhängig davon ist, was die Hs für Eigenschaften hat. Die Kenntnis der Schriftmomente vorausgesetzt, auf welche im Sinne von K. Schwankungsbreite und Durchschnittsgröße zu beziehen sind — welche also das sind, was da schwankt und dabei eine durchschnittliche Größe hat — ist es jetzt möglich gemacht, die Konstanz als eine Gesetzlichkeit bestimmter Art durch die ganze Hs hindurch zu verfolgen. Dabei ist aber nach K. das Persönliche einer Hs längst noch nicht voll erfaßt: es ist nicht so, daß die Züge, welche sich jener Gesetzlichkeit nicht einordnen, für die Graphologie überhaupt entfallen. Bei M. liegt es tatsächlich so: inkonstante Zeichen gibt es nicht, und Zeichen sind überhaupt nur insoweit Zeichen, als sie konstant sind: es gibt keine Abweichungen von den Zeichen innerhalb der graphologischen Betrachtung einer Hs, die Abweichungen beginnen da, wo die Graphologie aufhört, und sie liegen nach der Meinung M.'s im Bereich des Zufälligen und Belanglosen. Die Ge-

setzlichkeit der Regelmäßigkeit ist vielmehr als eine Fortsetzung der kalligraphischen Gesetzmäßigkeit hinsichtlich der Formgerechtheit der Schriftzeichen anzusehen. Das Phänomen der persönlichen* Hs kommt aber nach Kl. im eigentlichen Sinn allererst dadurch zustande, daß die Lebensbewegung des ‹immer schon »geistigen«› Schreibens diesen Regeln widerstrebt ‹S. 7› und sie mit ihrer eigenen ‹seelisch-rhythmischen› Gesetzlichkeit durchbricht. Von dieser ist die Regelmäßigkeit keine adaequate Bekundung. Sofern die Auffassung, welche Kl. vom Sein des Menschen hat, an einer bestimmten Vollkommenheitsidee orientiert ist, welche in ihrem wesentlichen Gehalt auf Freiheit im Sinn der Ungebundenheit und Ungeregeltheit** geht, muß er für die Regelmäßigkeit letztlich eine negative Einschätzung haben. Seine Vorwertung betrifft die Unregelmäßigkeit, überhaupt die »Lösung« im Gegensatz zur »Bindung«. Die unregelmäßige Hs nun kann allem Schwanken zum Trotz einem höheren Gesetz gehorchend »gleich-mäßig« sein — nämlich in ihrer Bewegtheit.

An der Explikation dessen, was damit gemeint ist, kann uns nicht hindern, daß Kl. auf S. 17 sagt: »Die Regelmäßigkeit ließ sich begrifflich genau bestimmen als Größe der Schwankungsbreite; den Grad des Ebenmaßes müssen wir zuvörderst erfühlen«. Der hier vorliegende Gegensatz von »Begriff« und »Gefühl« zieht sich durch alle Analysen von Kl. und erfährt eine Klärung nur in sofern, als er sich schließlich in der Dualität von »Seele« und »Geist« verfestigt***. Was Kl. mit jenem Satz allein sagen kann, ist, daß das Ebenmaß einer Hs nicht gemessen und gezählt werden kann, sondern daß man es sehen muß — und zwar in der rechten Weise, »schauend«. Daß man etwa zur Regelmäßigkeit leichter Zugang hat, gilt nur, solange man sich tatsächlich mit der Feststellung der Schwankungsbreite begenügt. Wir haben in dem obigen Beispiel die Problematik eines Begriffes, wie es derjenige der »Regelmäßigkeit« ist, aufzuzeigen versucht.

Für Kl. stehen Regelmäßigkeit und Ebenmaß auf einer anderen Stufe der Begrifflichkeit, d. h. hier der methodischen Funktion für die graphologische Analyse. Ebenmaß ist ungestörter Rhythmus, Ebenmaßlosigkeit ist Mangel an Rhythmus oder gestörter Rhythmus ‹S. 16›. Auch für Kl. bleibt das Ebenmaß auf die Regelmäßigkeit bezogen, aber nicht so, daß die Regelmäßigkeit vom Ebenmaß her aufgeklärt würde — das Ebenmaß ist vielmehr das »höhere Gesetz« der Regelmäßigkeit in dem Sinn einer möglichst ungestörten

* Kl., »Mensch und Erde«, S. 88: »Persönlichkeit ist vom Geiste gebundene Seele.«

** Ungeregelt-Sein ist für K. so viel wie: seiner natürlichen und ursprünglichen Regel folgen können, rhythmisch-Sein. Mit der bloßen Freiheit von . . . ist für K. das Positive schon gegeben, weil das ursprüngliche Leben eo ipso vollkommen zum Ausdruck kommt, sofern es nur des naturwidrigen Geistes ‹Willens› ledig ist.

*** Dazu gehört die allgemeine These: »Leben« kann nur »erlebt«, nicht aber begriffen werden.

Gleichmäßigkeit und Periodizität der Unregelmäßigkeiten und Schwankungen ‹s. S. 24›. Mit Ebenmaß soll also daß erfaßt werden, was sich dem ‹vergewaltigenden› Gesetz der Regel nicht gefügt hat und dabei doch sein eigenes Gesetz hat. Worin nun dieses höhere Gesetz besteht, das wird bei Kl. nicht aus der jeweiligen Anschauung heraus bestimmt, aus dem nämlich, wie dieses Gesetz im einzelnen Fall durchbricht und sich stärker als die Regel erweist, sondern das wird festgelegt als der anschauliche Befund des Ebenmaßes unter gänzlichem Absehen davon, ob und in welcher Weise eine Hs regelmäßig ist. Mit der im Sinne des Systematisierungsinteresses vollzogenen Festlegung dieses Begriffes ‹und entsprechender Zuerteilung fester Deutungsmöglichkeiten› hat er an der prinzipiellen methodischen Bedeutung eingebüßt, welche ihm zukam, solange er noch nicht in dieser Weise fixiert war. Diese Fixierung sollte ihn für die Deutetechnik verfügbar machen, indem er in seiner selbständigen Bedeutung durch die Unabhängigkeit von anderen Charakteren, insbesondere von der Regelmäßigkeit, gesichert würde. Damit entfällt aber streng genommen die sinnvolle Möglichkeit, ihn noch auf eine andere Stufe als die der Regelmäßigkeit zu stellen. Das eine Mal werden die »Schwankungen« auf die Weite ihres Spielraums hin angesehen im Sinne der Frage nach Regelung, das andere Mal werden sie auf ihre Gleichmäßigkeit bez. Unausgeglichenheit hin angesehen im Sinn der Frage nach dem Rhythmus und seiner Störbarkeit. Beide Male handelt es sich um die Bewegtheit der ganzen Hs. Regelmäßigkeit und Ebenmaß betreffen in verschiedener Hinsicht die Weise dieser Bewegtheit. In dem obigen Beispiel fragten wir nach dem Ebenmaß der Regelmäßigkeit, indem wir die Hs daraufhin ansahen, ob ihre Regelung gelungen und sicher sei — so, daß sie die Hs völlig durchherrscht. Kl. fixiert jedoch auch das Ebenmaß schließlich nicht formal anzeigend durch Bestimmung des Worauf einer bestimmten Hinsicht, sondern er zeigt, wie auf Grund gewisser Unterschiede im Sosein die ebenmäßigen und die unebenmäßigen Hsen als zwei Klassen zu scheiden sind. Der Begriff des Ebensmaßes ist bei Kl. nicht klar in der Funktion gefaßt, die Regelmäßigkeit auf höherer Stufe weiter zu interpretieren, obwohl diese Möglichkeit gerade in der Tendenz seiner Begriffbildung, die schließlich zum »Formniveau« führt, liegt. Wo Kl. ebenmäßige und unebenmäßige regelmäßige Hsen einander gegenüber stellt, geschieht es nicht, um verschiedene Weisen der Regelmäßigkeit zu zeigen, sondern gerade um Ebenmaß und Regelmäßigkeit voneinander zu trennen. Im folgenden soll analysiert werden, worin nach Kl. das Ebenmaß gefunden wird und welche Seite der Schrift ebenmäßig oder unebenmäßig ist. Im Sinne des eben Gesagten ist dies aber zu verstehen als Bestimmung dessen, woraufhin die Hs angesehen wird, wenn ihr Ebenmäßigkeitsgrad festgestellt werden soll. Wir kehren damit das bei Kl. vorliegende Verhältnis um, insofern es uns nicht darauf ankommt, zu sehen

mit welcher ihrer Seiten die Hs in die Dimension größerer oder geringerer Ebenmäßigkeit fällt, sondern aus dem, was Kl. hierüber sagt, die Hinsicht zu erkennen, welche Kl. als »Ebenmaß« für die graphologische Analyse der Hs ausgebildet hat.

Zwar drängt der auf die Hs angewendete Begriff der Schwankungsbreite immer wie in unserem Beispiel von sich selbst weg und über sich hinaus, aber die Tendenz auf Systematisierung der graphologischen Phänomene erlaubte es Kl. nicht, dieses Weitergehen der Analyse aus den jeweiligen Motiven der gerade vorliegenden Hs entspringen zu lassen. Das würde heißen: die Bestimmung des Ebenmaßes nicht isoliert an und für sich festzulegen, sondern offen zu halten in dem Sinn, daß man zum Ebenmaß in einem bestimmt motivierten und also sinnvoll in sich zusammenhängenden Weitergehen der Analyse kommt. Kl. fixiert als Bewegungsverteilung (»Verteilung der Schreibantriebe« S. 16) das Moment der Hs, welches im Sinne der Ebenmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit zu bestimmen ist. Die unebenmäßige Hs hat keinen »Rhythmus« oder er ist gestört, die ebenmäßige Hs hat ungestörten Rhythmus. Vom Rhythmus aus läßt sich der methodische Zusammenhang von Regelmäßigkeit, Ebenmaß und Formniveau nach K. so fassen: zur Regelmäßigkeit in der Hs verhält sich der Rhythmus, wie sich zum Takt der Rhythmus in der Musik verhält. Er ist deren höheres Gesetz und bringt den Takt als solchen zum Verschwinden. Der Rhythmus einer Hs in engerem Sinn genommen als Gleichgewicht der Schriftverteilung und Störungslosigkeit des Bewegungsablaufs macht ihr Ebenmaß aus. Hohes Formniveau dagegen bedeutet überhaupt Stärke des handschriftlichen Rhythmus. Diese muß sich nicht unbedingt in harmonischer und ungestörter Schriftverteilung offenbaren, d. h. es gibt unebenmäßige Hsen von hohem Formniveau. Rhythmus wird für Kl. letztlich identisch mit »Eigenart«. Eigenart wird von ihm ausdrücklich gegen Besonderheit und gegen Wohlgefälligkeit abgehoben. Sie meint bei ihm »Lebensfülle« des Ausdrucks und zwar in der Hs vorzüglich in dem Sinn, daß sie bis in ihre feinsten Züge hinein »durchseelt« ist und so das eigentliche Leben des Schreibenden offenbart. Von hier aus wird es verständlich, daß Kl. die Hs von Beethoven (Nr. 5 seines Lehrbuchs) auf die höchste Stufe des Formniveaus stellt. Sie ist in extremem Grad ungleichmäßig (Kl. hält übrigens ausdrücklich mit einer Entscheidung über ihr Ebenmaß zurück), aber voll von Leben bis ins Kleinste, denn ihre Zerrissenheit und Unausgeglichenheit stammt nicht etwa daher, daß ihr Rhythmus zerbrochen und aufgelöst wäre, sondern zeigt die Vielfältigkeit und Gespanntheit der Antriebe. Und dabei ist durch das Ganze der Schrift hindurch das Wirken einer Kraft zu spüren. Ihr verdankt sie, wenn auch nicht Gleichmäßigkeit, so doch einheitliches Gepräge bis in jeden Einzelzug. Sie ist aus einem Guß, aber ohne daß sie deswegen eine feste Form gefunden hätte.

Eine Hs hat eine ebenmäßige, d. i. harmonisch gelungene und gleichgewichtige Schriftverteilung, wenn die Schriftzüge die ganze Schreibfläche füllen in dem Sinn, daß die leeren, nicht von der Feder beschriebenen Teile derselben mit in das Schriftbild hineingenommen werden. Dabei erhält also die Redeweise, daß »ein Blatt ganz von Schriftzügen bedeckt« ist, einen prägnanten Sinn. — Schon Th. Lipps*) hatte in seinen Untersuchungen zur Aufklärung der bei einfachsten Liniengestalten auftretenden optischen Täuschungen als Erklärungsprinzip das Phänomen ihrer flächenhaften Wirkung herangezogen. Etwa: Eine Kreislinie hält ihre Fläche zusammen, aus einer Spirale strömt eine Fläche sich verbreiternd heraus, die Schenkel eines Winkels umgreifen den Winkelraum, in den Ecken eines Dreiecks drängt sich seine Fläche zusammen und stößt in die umgebende Fläche hinein. Die Verschiedenartigkeit der Wirkungen, welche dabei auf Grund der Beziehung zwischen der Linienfigur und der Fläche möglich sind, treten in den gegebenen Beispielen schon hervor: Zusammenhalten, Ausströmen, Umfassen usf. — Diese verschiedenen Wirkungen sind das, woran Lipps besonders interessiert ist, und durch die Theorie der Einfühlung mechanischer Kräfte will er sie erklären. Für die Graphologie wird bei Kl. daran nur das bedeutsam, daß Liniengefüge und Fläche in einem polaren Verhältnis zueinander stehen, welches die beiden Grundmöglichkeiten enthält, unausgeglichen gespannt oder im Gleichgewicht zu sein. Die Figuren, welche geometrisch-optische Täuschungen zeigen, wären als unebenmäßig zu charakterisieren, sofern sie nicht im Gleichgewicht sind.

Ebenmäßig ist eine Hs, wenn sie in sich zur Ruhe kommt, d. h. wenn sich ihre Antriebe in ihr selbst zu Ende auswirken können, voll zur Entfaltung und so ganz zur Erscheinung kommen. Es darf keine Spannung des Schriftzuges gegen die ihn umgebende, unbeschriebene Schreibfläche vorhanden sein. Die Antriebe müssen sich sozusagen ausschreiben können; die Strichendigungen z. B. müssen ausklingen, ausströmen, ausgleiten — dürfen nicht in die freie Fläche hineinragen und -stechen. Über das Ebenmaß der Hs-probe »A« aus der »Graphologischen Praxis« wäre zu sagen: Zwar zeigt diese Hs in ihren Formteilen im Kleinen und im Großen einen gut gelungenen Ausgleich, harmonische Proportioniertheit der Zusammenfügung; aber ihre Formen sind ohne Atmosphäre. So gut sie auch ineinander greifen, zueinander passen und sich zu einem ausgeglichenen Ganzen zusammenfinden — das Problem des Ausgleichs der Spannung der Schreibformen und der im Schreiben entstehenden Flächenstücke ist nicht gelöst. Diese Hs steht kalt und hart auf einem ihr selbst fremden, nicht von ihr belebten Hintergrund; ihre Zeilen sind gleichsam als einzene Bänder über die Seite gespannt. Man spürt das Wirksamsein einer Anstrengung, welche diese Hs auf das Blatt gezwungen hat. Und

*) s. Th. Lipps, Ästhetische Faktoren der Raumanschauung, 1891.

diese Spannungsverhältnisse sind nicht solche innerhalb der Hs – das würde heißen, sie wäre in sich im Gleichgewicht –, sondern die Hs spannt sich gegen die Schreibfläche und diese wird ihr nicht einverleibt.

Was an der Hs eigentlich das Ebenmaß sei, verdeutlichen wir weiter, indem wir die Art und Weise der Betrachtung einer Hs vergegenwärtigen, durch die es sichtbar werden soll. Wir stoßen hier auf die Bestimmung einer graphologischen Weise, die Hs anzusehen. Kl. sieht ausdrücklich von der Zeichenbedeutung des Geschriebenen ab, er läßt das Schriftstück umkehren und rein als ‹sozusagen ornamentalen› Linienzug ansehen. Dabei befriedigt die ebenmäßige Hs das Sehen in einem spezifischen Sinn: sie läßt den Blick störungslos gleiten, vermittelt ihm jegliche Art von Übergang, läßt ihn nie an einer Einzelheit sich festhängen, nichts fällt aus dem Zusammenhang des Ganzen heraus, nichts ist besonders und bloß einmalig. Alles kehrt wieder in ähnlicher Gestalt, nichts ist mechanisch gleich – wie eine Hs dewegen, weil sie ebenmäßig ist, nicht schon eine Handhabe bietet, sie sofort übersehen zu lassen in dem Sinn, daß man sie auskennt. Sie ist vielmehr gerade reich, voll und dicht, so kann sie zu immer neuem Anschauen reizen, ohne daß sie ermüden läßt und ohne daß sie aus sich selbst hinausweist. Die Störung ist das, was das gleitende, schweifende und geruhig sich sättigende Anschauen der Hs aus seiner Bahn wirft.

Der Sinn von Störungslosigkeit und damit der von Ebenmaß ist noch von einer anderen Seite her zu bestimmen. Nach Kl. ‹S. 24› »sinkt der Rhythmus der Hs mit wachsender Längenunterschiedlichkeit« ‹Längenunterschiedlichkeit ist das Verhältnis, in dem die Höhenausdehnung der sog. Lang- und Mittellängen die der sog. Kurzlängen überwiegt.› Daran, wie hier Ebenmaß und Längenunterschiedlichkeit zusammenhängen und wie nicht, ist der Unterschied zu sehen, der das Ebenmaß in methodischer Hinsicht über eine Bewegungstendenz, wie sie sich in großer oder geringer Längenunterschiedlichkeit bekundet, hinaushebt. Was hier vorliegt, ist keine feste Korrelation von Unebenmäßigkeit mit großer und von Ebenmaß mit kleiner Längenunterschiedlichkeit. Kl. konstatiert selbst gelegentlich der Besprechung der Zeitcharaktere der Schrift, daß die Hsen vor 150 Jahren im Vergleich mit den heutigen sowohl längenunterschiedlicher als auch ebenmäßiger waren.* Andererseits ist die Ebenmäßigkeit nicht etwas, was zu großer Längenunterschiedlichkeit beliebig hinzukommen oder wegbleiben könnte, »es gehört vielmehr etwas dazu«, damit eine Hs von großer Längenunterschiedlichkeit noch Ebenmaß hat. In diesem Sinn spräche es sehr für die allgemeine Höhe des Niveaus der früheren Hsen, wenn sie diese Vereinigung erreicht haben. Die stark längenunterschiedliche Hs kann durch ihre Längenunterschiedlichkeit auseinandergerissen, also gestört und zwiespältig, kurz unebenmäßig sein, oder aber ihr

* s. »Schopenhauer in seiner Hs«, Ztschr. f. Mk. I., 5. Heft, S. 1 ff.

zum Trotz zentriert. Die Längenunterschiedlichkeit ist Ausdruck der Expansivität, und nach der Ebenmäßigkeit der Längenunterschiedlichkeit fragen, heißt fragen, was für einen Charakter das Aussichherausgehen der Hs hat, ob es den Charakter der Zerstreuung hat oder ob die Hs in ihrer zentrifugalen Bewegtheit noch Zusammenhang mit einer zusammenhaltenden Mitte hat; ob also eine Zentrifugalität aus Haltlosigkeit oder ein Hinaustreiben der Kraft vorliegt. Für die Hsen mit geringer Längenunterschiedlichkeit ergibt sich keine Aufteilung in solche, die ebenmäßig und in solche, die unebenmäßig wären, weil sie als solche nur positiv im Zusammenhang mit dem Ebenmaß stehen. Ebenmaß im Sinn von Kl. enthält nämlich Geschlossenheit ‹in-sich-Ruhen› der Hs als wesentliche Bestimmung. Von dieser Bestimmung des Ebenmaßes her ist zu verstehen, wie es mit der Längenunterschiedlichkeit positiv und negativ zusammenhängt. Aber nicht umgekehrt; z. B. ist aus kleiner Längenunterschiedlichkeit und etwaigen anderen graphischen Beständen das Ebenmaß nicht zusammenzusetzen. Dieses Verhältnis kommt in der Kl.'schen Graphologie nicht zur Klärung – weder in diesem Fall noch in entsprechenden anderen, wo dieselbe Zwiespältigkeit im Interpretationsansatz vorliegt. Entweder legen nämlich die Formulierungen von Kl. die Auffassung nahe, als ob die Schriftcharaktere doch irgendwie durch Messung zugänglich wären, oder wenn den Charakteren der Schrift ausdrücklich ein Sein zugesprochen wird, welches über das von bloß graphischen Schriftbeständen hinausgehen soll, dann sind gleichzeitig diese letzteren in der Gefahr entwertet zu werden. Sie scheinen belanglos zu sein, soweit es sich um die eigentliche graphologische Erfassung der Hs handelt. Diese prinzipielle Unklarheit hat zur Folge, daß man den Begriff des Ebenmaßes nicht aus seiner theoretischen Bestimmung allein entnehmen kann, sondern wesentlich mit daraus explizieren muß, welche bestimmten Hsen Kl. ebenmäßig und unebenmäßig nennt ‹s. besonders die Schriftproben Nr. 1, 2, 3, 6 u. 7›.

Der bisher herausgestellte Sinn von »Rhythmus« ist in einer neuen Hinsicht noch bestimmter zu fassen. Wir sprachen von Rhythmus in dem Sinn des Gleichgewichts von Weiß und Schwarz auf der Schreibfläche – die Hs in ornamentaler Auffassung, als Linienzug der die weiße Fläche auflockert, in Bewegung bringt, belebt und dabei mit ihr ins Gleichgewicht kommt. Das Blatt kann beliebig gedreht werden, wenn die Schrift daraufhin angesehen werden soll; denn die bestimmt orientierten Richtungen der Schreibbewegungen spielen keine Rolle, ebensowenig wie die Zeichenbedeutung der Schriftzüge. Nicht Schriftzeichen sondern der Schriftzug als solcher ist im Blick. In diesem Anschauen gibt er sich jedoch nicht als eine bloße Linie, sondern in eins mit dem Schriftzug ist das Flächenstück gegeben, welches er umfängt und so der Hs einverleibt. In dieser Bewältigung der Fläche durch die Linie können

die Hsen mehr oder weniger Kraft beweisen. Sie können selbst mager oder voll sein, »flächig« oder »linear« ⟨S. 22⟩ – je=nachdem, wieviel der Linienzug der Hs an Fläche in sich hineinnimmt. Eine magere Hs muß nun aber nicht dürr sein, sie kann nüchtern in positivem Sinn sein und vermöge der Biegsamkeit ihrer Striche ein rhythmisches Verhältnis zur Schreibfläche haben. Der Begriff des Rhythmus geht dabei über den soeben analysierten des rein ornamentalen Rhythmus wesentlich hinaus, faßbar wird er jedoch nur noch an seinem Widerspiel, der Störung. Kl. bezeichnet in seinem Lehrbuch eine ganze Reihe von Schriften unter seinen Proben als unebenmäßig oder wenig ebenmäßig, welche den ornamentalen Rhythmus haben. So ist für ihn Nr. 66 rhythmischer als Nr. 59, obwohl die letztere nach dem, was bisher gesagt wurde, ebenmäßiger genannt werden müßte, weil sie inniger mit der Fläche verbunden ist. Sie liegt lockerer und reicher über die Fläche ausgebreitet als die andere Hs, welche bei aller Gelöstheit der Formen immer noch eine Starrheit aufweist, nämlich in der Gruppierung der Worte innerhalb des ganzen Schriftbildes. Sie sind wie in Reihen gepflanzte Bäume im Vergleich mit einem Gestrüpp wie Nr. 59, diese ist mehr gewachsen, jene mehr gezogen. Aber Nr. 59 ist die gestörtere der beiden Hsen und in diesem Sinn die unebenmäßigere. Der Rhythmus, welcher hier gestört ist, ist nicht der ornamentale Rhythmus der ruhenden Liniengestalt, sondern der in ihr »erschaubare« Rhythmus der sie erzeugenden Bewegung. Nach Kl. ist die Schreibbewegung ursprünglich darauf gerichtet, alle Formen voll herauszubringen. Dabei liegt der Maßstab dafür, was hier »voll« heißt, bezw. im Gegensatz dazu »verkümmert«, in der betreffenden Hs selbst. Das heißt, es wird von ihr eine bestimmte Gleichmäßigkeit, innere Konsequenz und Übereinstimmung mit sich selbst verlangt. In diesem Sinn ist der Rhythmus von Nr. 59 gestört, die Hs ist ganz durchsetzt mit Störungen. Siehe besonders »sonst« in der 3. Zeile: »on« sind ganz verkümmert, nicht mit dem in der eigentlichen Konsequenz des Duktus, der dieser Hs eigen ist, liegenden Reichtum und Prägnanz der Gestalt herausgekommen, »on« sind verwischt, das nachfolgende »st« ist im entgegengesetzten Sinn entgleist: es ist vergröbert und ungefüge. Diese Störungen sind aber nicht Störungen der harmonischen Liniengestalt, sondern des Bewegungsrhythmus des Schreibens. Im Vergleich zu den Formen, die man an jener Stelle in dieser Hs hätte erwarten können, ist das was wir vorfinden, lahm. Dadurch, daß »Störung« des Rhythmus im Sinne dieses Beispiels aus dem Ablauf der Bewegung verstanden wird und zwar einer Bewegung, welche bestimmte Formen erzeugen soll, erweitert sich der Begriff des ornamentalen Rhythmus zu dem eines schreibmäßigen. Die Bestimmung des Rhythmus durch Störungslosigkeit entspringt bei Kl. der Idee von vollkommenem sich=selbst=Erreichen. Das bedeutet in der Hs: ständig auf der Höhe seiner besten Möglich=

keiten* zu sein im Sinne der vollen Durchdringung der Schreibformen mit der inneren »Antriebsform«, d. h. absoluter Verinnerlichung des Ausdrucks: es soll im handschriftlichen Ausdruck als solchen nichts mehr bleiben, was der ursprünglichen Ausdrucksbewegung fremd ist. Das schließt in sich die Idee vollkommener Aneignung und Bewältigung des Ausdrucksmediums; »Ausdruck« hat bei Kl. den Sinn von vollkommener Erscheinung des Innerem im Äußeren. Sinn-bild ‹Symbol› ist ihm der Prototyp eigentlicher Ausdrucks-Erscheinung.

Wir haben den Begriff des Ebenmaßes in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt, weil das, was »Formniveau« meint, nur von ihm aus konkret faßbar wird. Mit der Stufe der »Form« einer Hs wird der Grad des Rhythmus fixiert, den sie hat. In bezug auf das Formniveau spricht Kl. in weiterem und umfassenderem Sinn von »Rhythmus« als beim Ebenmaß. Mit »Ebenmaß« wird schließlich bei Kl. wesentlich nur eine Seite des Rhythmus getroffen: Ebenmäßig ist der Rhythmus insoweit er störungslos verläuft. Das Ebenmaß wird als eine »gröbere Bekundungsweise«, ‹S. 40› des eigentlichen Rhythmus einer Hs verstanden, als Rhythmus speziell der Massenverteilung und Gliederung der Hs, welcher im »Verhältnis der Wortkörper zu den Hintergrundsausschnitten« ‹S. 23› sichtbar wird. Zwar gewinnt die Kl.'sche Graphologie bei dem Hinausgehen über den oben explizierten Begriff des Rhythmus an Weite des Blicks für verschiedene Ausdrucksmöglichkeiren; aber die mit dem Begriff des Ebenmaßes angesetzte Idee von vollkommenem Leben und vollkommenem Ausdruck des Lebens wird jetzt erst recht herrschend. An dieser Idee wird jede Hs gemessen. Die methodische Funktion, welche der Begriff vom Formniveau der Hs innerhalb einer graphologischen Analyse hat, besteht darin, die Hs von dieser Idee her abzuschätzen. Mit der entsprechenden Fixierung einer Rangstufe für jede Hs wird ihre Deutung im vollen Sinn erst ermöglicht. Denn »an sich« ist nach Kl. jeder Ausdruckszug »doppeldeutig«, d. h. jede handschriftliche Bewegungstendenz weist zurück entweder auf das Vorherrschen eines Triebes oder auf das Überwiegen des Mangels an einer Hemmung ‹Gegentrieb› ‹S. 32›** Für diese Alternative gibt das Formniveau die Entscheidung. Es ist Ausdruck der »Lebensfülle«; seine Grade sind die Grade des »Lebensreichtums«. Der dabei maßgebende Begriff von »Leben« ist wesentlich ästhetisch bestimmt, sofern er an der Idee vollkommener Beseelung des Sinnlichen orientiert ist. Die Wirklichkeit, welche damit den Vorrang erhält, ist die des Ausdrucks im Sinne einer vollen Erscheinung des Inneren. Von Kl. terminologisch fixiert als die ursprüngliche Wirklichkeit des ‹anschaulich erlebten› »Bildes« gegenüber der bloß abgeleiteten ‹»entwirklichten«› Wirk-

* Dabei ist zu beachten, daß Kl. »Möglichkeiten« nur als feststehende kennt, die man im Sinn von Begabungen hat oder nicht hat.

** S. a. »Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft«, S. 107 ff.

lichkeit der ‹erdachten› »Dinge« ‹»Vom Wesen des Bewußseins«, S. 28›. Wir wollen im folgenden herausstellen, welche Bedeutung diese Idee des »Bildes« hinsichtlich der Hs hat, indem wir zeigen, was bei Kl. in der graphologischen Betrachtung den Vorrang erhält.

Das, was für Kl. an einem Geschriebenen im vollsten Sinn Handschrift ist, erweist sich schon aus dem, was er aus einem Schriftstück auswählt, um damit die betr. Hs zu repräsentieren. Wir geben dafür zwei charakteristische Beispiele, die Schriftproben Nr. 77 und Nr. 3 aus dem Lehrbuch. Nr. 77: aus den neun Zeilen, welche in der »Graph. Praxis« von 1901 reproduziert sind, wählte Kl. für sein Buch die beiden ersten Zeilen ‹bis: »erhöhen« und: »Beitrag« einschließlich› aus. In diesem Stück ist die Hs in einem spezifischen Sinn »auf der Höhe«: sie ist hier am großzügigsten und am freiesten. Hier ist sie im vollsten Sinne da ‹siehe z. B. die beiden verschiedenen, je für sich eigenartig durchgeformten »g« im Gegensatz zu den sonstigen »g« — außer dem »s« in »als« finden wir keine verkümmerten Formen›. In diese beiden Zeilen ist das meiste an Kraft hineingelegt. Die Bindungsweise ist hier kräftiger, klarer und ausgeprägter als weiter unten. Die ausgewählte Stelle der Hs zeigt als Bindungsform eine feste Guirlande und zugleich klare, bildmäßige Scheidung der Schriftteile. In den unteren Zeilen dagegen gleitet die Hs im allgemeinen in weicheren, verhältnismäßig weniger durchgeformten und ausdrucksloseren Rundungen dahin ‹siehe besonders: » . . .führung« Zeile 7, »Erreichung« Zeile 8›. Die Buchstaben werden hier durch Abschleifung zum Teil physiognomielos ‹z. B. »r« in »der«, zwei mal in Zeile 5, ein mal in Zeile 6› und durch Ungleichmäßigkeit im Schreibrhythmus verzerrt ‹z. B. »a« und »g« in »Maßgabe« Zeile 5, »g« in »nötig« Zeile 7›. Nr. 3, eine Schriftprobe von Nietzsche, ist einem vierseitigen Brief an Gersdorff entnommen, welcher bei I. Ungern-Sternberg, »Nietzsche im Spiegelbild seiner Schrift«* vollständig faksimiliert ist. Kl. hat die für sein Lehrbuch aus diesem Brief ausgewählte Probe der Hs Nietzsches noch mehrfach verwendet, und später ist sie von anderen übernommen worden. Von der Hs Nietzsches — im Ganzen ihrer Möglichkeiten — gibt sie dabei nur ein einseitiges »Bild«. In dem ganzen Brief ist sonst keine Stelle zu finden, welche hinsichtlich der Eigenschaften, auf Grund deren gerade diese ausgewählt ist, mit ihr auf eine Stufe gestellt werden könnte. Sie stellt den Höhepunkt gleichzeitig der Entfaltung und der Konzentration der Hs Nietzsches in diesem Briefe dar. Etwas verdeckt durch die überaus große Gestörtheit des Duktus in allen feineren Zügen, welche sich durch den ganzen Brief zieht, geht die Entwicklung von relativ größerer Schwerfälligkeit, Gehemmtheit und Anstrengung auf den beiden ersten Seiten zu größerer Lockerheit, Leichtigkeit und Gelöstheit auf den beiden letzten. Zuerst zeigt sich mehr gedrängte Kraft, besonders in den Zügen, welche »ver-

* Naumann, Leipzig, o. J., Tafel 4.

quer« störend durch das Schriftbild gehen; allmählich wird das Bild der Schrift klarer, freier und lichtvoller; die letzte Seite ist schon reichlich aufgelockert und weniger durchgeformt. Und in dieser Entfaltung* hat die von Kl. ausgewählte Stelle den Höhepunkt inne. Sie steht auf der höchsten Stufe der Verwirklichung der handschriftlichen Möglichkeiten, die Nietzsche hat, im Sinne der Erzeugung und Gestaltung eines ausgeglichenen, reichen und eigenartigen Schriftbildes**. Dazu gehört wesentlich unproblematisches Aufgehen in den Bewegungs- und Formungsmöglichkeiten, die man in seiner Hs gefunden hat. Gerade in diesem Punkt unterscheidet sich die von Kl. ausgewählte Stelle besonders stark von allen sonstigen Partien des Briefes: hinsichtlich derer, die vorangehen, im Sinne größerer Freiheit, hinsichtlich derer, die nachkommen im Sinne intensiverer Konzentration. Auf den beiden ersten Seiten sehen wir in vielen Ungleichmäßigkeiten das Ringen um die Gewinnung eines angemessenen Schreibstils und das Ungenügen an den Formen, die tatsächlich zustande kommen. Man beachte die mannigfachen Einzelformen, welche die suchende und unbefriedigte Tendenz offenbaren; hierher gehören viele der freien d-Enden, die Großbuchstaben, welche zu groß sind und welche verraten, daß sie die Hs größer machen sollten. Es finden sich Formen, welche gewaltsam zusammengenommen sind und wieder solche, die gerade gegen die Einengung sich wehren. Die Widerstände, welche Nietzsche zu überwinden hat, zeigen sich auch ganz allgemein in dem vergleichsweise stärkeren Nachdruck an. Er hat sich hier in seine Hs — diejenige, welche im Sinne von Kl. seine wahre Hs zu nennen wäre — noch nicht hineingefunden. Im Vergleich zu den Partien, welche nach ihr folgen, zeichnet sich die von Kl. ausgewählte Stelle des Briefes durch ruhige Kraft aus. Zwar hält sich die Hs, nachdem einmal der auf den ersten Seiten hemmende Widerstand überwunden ist, im ganzen überhaupt auf einem höheren Niveau; aber sie wird unruhiger und in ihrer Struktur aufgelockert. Zuerst kam Nietzsche in seine Hs noch nicht hinein, am Schluß ist sie schon etwas abgeschrieben.

Aus diesen beiden Beispielen ergibt sich als Sinn der Auswahl bestimmter Teile aus einem Schriftstück für die Repräsentation einer Hs bei Kl.: eigentlich erfaßt wird eine Hs in dem, worin sie sich verdichtet hat in voller Entwicklung dessen, was sie erreichen kann und Abstreifung alles dessen, was nicht die Möglichkeit hat, überhaupt — oder neben dem, was das Bild der betr. Hs beherrscht, aufzukommen und gleichsam auszureifen. In diesem Sinn ist das »G« in »Griechen« (in Zeile 1 der Kl.'schen Reproduktion, Nr. 3 des Lehrbuchs) reif und vollkommen gegenüber den mannigfachen Formen, in denen dieser Buchstabe sonst noch auftritt. Er hält

* Eine Entfaltung, mit welcher übrigens der inhaltliche Fortgang des Briefes in auffälliger Weise konform geht.

** Nietzsche entwirft an dieser Stelle gerade ein »Bild« seines damaligen Lebens.

das Maß der Kraft (vergl. dagegen »G« in »Glaube« Zeile 2), er ist in sich geschlossen (vergl. dagegen solche »G« wie in »Glück«, über »Griechen«, oder das Anfangs-G des Briefes, welche beide etwas wollen, was nicht mehr innerhalb der voll erreichbaren Möglichkeiten dieser Hs liegt), reich (er enthält alle Momente, welche überhaupt bei dem »G«, wie es Nietzsche intendiert, die Gestaltung bestimmen, mit Ausnahme der gelegentlich vorkommenden Spitzenbildung auf der rechten Seite des Buchstabens, welche der Hs nicht adaequat ist; allen anderen Formen des »G« fehlt das eine oder andere dieser Momente: meistens die Prägnanz des Schwunges in dem abgerundet winkligen Übergang aus der ersten in die zweite Hauptrichtung des Buchstabens und das An- und Ausklingen der Form in den feinen angesetzten Schleifen oben und unten), ausgewogen: in der differenzierten Gliederung, dem Gleichmaß der Proportionen und der Orientierung der drei Haupterstreckungen des Buchstabens.*

Mit dem Herausheben der bildmäßig vollkommensten Partie aus einem Schriftstück geht einher das Absehen von dem Zusammenhang, in dem sich die ausgereiften Formen allein entwickeln konnten. Von der Hs Nietzsches bekäme man ein falsches Bild, wollte man sich ausschließlich an die von Kl. ausgewählte Probe halten. Man würde sie überschätzen bezüglich ihrer Sicherheit, Stabilität und inneren Ausgeglichenheit. Diese falsche Einschätzung wäre aber nicht nur eine Überschätzung, sondern zugleich in anderer Richtung eine Unterschätzung. In der Vorwertung des voll zustande Gekommenen oder Zuständlichen liegt die Abwertung dessen, was noch nicht und dessen, was nicht mehr ist. Das bedeutet, daß Kl. von dem Problematischen in der Hs absieht zu Gunsten dessen, worin sie fertig geworden ist. Das, was in Wirklichkeit ein ideales Ziel ist, macht seine Graphologie zum Ausgangspunkt für das verstehende Eindringen, und zwar gilt das in doppelter Hinsicht: für die jeweils vorliegende Hs und für die Idee von Hs überhaupt. Im ersten Falle in der Weise, daß die Deutung der einzelnen Momente der Hs prinzipiell aus dem Grad der Stärke ihrer »Form« bestimmt wird, und das schließt in sich: mit allem was die Hs überhaupt ausdrückt, ist sie auf ein und demselben Niveau. Für die Hs überhaupt aber bedeutet der Vorrang des Formniveaus, daß nicht alle Hsen gleichmäßig mit derselben Ursprünglichkeit Handschriften sind.

Wie die als Beispiel einer Handschriftendeutung durchgeführte Analyse der Schriftprobe Nr. 67 im Lehrbuch (S. 175 ff.) zeigt, hat die Deutung bei Kl. außer dem Formniveau noch andere Stützen im Sinne von Ausgangspunkten. Das sind die »Dominanten«, deren Sinn nicht mit der Ausdrücklichkeit expliziert wird, welche ihrer wirk-

* Daß es in dieser Weise — und zwar im Sinne von Kl. — möglich ist, an einer einzelnen Form zu exemplifizieren, hängt mit Kl.'s Idee von der »Durchseelung« des Ausdrucks zusammen — in seinem kleinsten Teil lebt das Ganze, die Seele. (Idee des Mikrokosmos.)

samen Bedeutung entsprechen würde. Ihre methodische Funktion besteht darin, die Deutung einer Hs um die sich aus ihren »ausgeprägtesten und beständigsten Merkmalen« ⟨S. 168⟩ ergebenden Charaktereigenschaften als Grundeigenschaften zu konzentrieren. Im Vergleich mit dem Formniveau stehen die Dominanten auf höherer Stufe der graphischen Konkretion; was sie zu Zentralpunkten für das Verstehen einer Hs macht, ist dabei sinneinheitlich mit der Idee des Formniveaus zu bestimmen als das, worin sie ausgeprägt, d. h. »stark« ist, und darin liegt: eindeutig im Sinne von unproblematisch. Das F.-N. hat ja keine andere methodische Bedeutung, als die an sich bestehende »Doppeldeutigkeit« ⟨aus Stärke oder aus Schwäche⟩ der Schriftzüge eindeutig zu entscheiden. Die verschiedenen Stufen des F.-N.'s sind nicht einfach koordiniert, sondern eine Hs von hohem Formniveau verwirklicht in eigentlicherer Weise das, was im graphologischen Sinn »Handschrift« ist. Die ungleichmäßige, labile und nicht zur Bestimmtheit und eines festen Stiles gekommene Hs* ist nicht im vollen Sinne Gegenstand der Graphologie. Die form-lose Hs ist im selben Sinn keine rechte Hs, wie man von einem labilen Menschen sagt, er habe »keinen Charakter«. Beide Male ist dieselbe Vorwertung der Ausgeprägtheit wirksam. Mit der Herabsetzung des Ausdruckswertes der labilen Hs geht in eins die Tendenz zu ihrer negativen Auslegung. Die Kl.'sche Graphologie ist somit Graphologie eines bestimmten Handschriftenideals.

Das bekundet sich auch in der Vorwertung eines bestimmten Handschriftentyps. Der Sinn von Ausgeprägtheit einer Handschrift, der für Klages maßgebend ist, ist weitgehend vorbestimmt. Die Ausgeprägtheit einer Hs zeigt sich nämlich für ihn wesentlich in der Stabilität ihrer Bindungsform. »Bindungsform« ist die Art und Weise, wie in einer Hs Haar- und Grundstrich miteinander verknüpft werden; die Kl.'sche Graphologie unterscheidet sieben verschiedene Hauptformen der Bindung ⟨siehe Lehrbuch S. 78⟩, drei »ausgesprochene« und vier »unausgesprochene«. Die ausgesprochenen Bindungsformen sind die Winkel-, Arkaden- und die Guirlandenbindung. Die unausgesprochenen Bindungsformen sind die schulmäßige Bindung, die aus verschiedenen ausgesprochenen Bindungsformen gemischte Bindungsform, die Doppelbogenbindung und insbesondere die Fadenbindung. Die Fadenbindung unterscheidet sich von der Doppelbogenbindung darin, daß bei ihr nicht nur wie bei jener alle Übergänge aus einer Strichrichtung in eine andere durch Bögen vermittelt sind, sondern daß auch die Scheidung der verschiedenen Striche selbst mehr oder weniger verloren geht, indem der Übergangsbogen mit den ursprünglich getrennten Strichen zum »Faden« verschmilzt. Den eigentlichen Gegensatz zu den ausgesprochenen Bindungsformen bildet die Fadenbindung. Das Vorhanden-

* Siehe die Untersuchung über »Graphische Bilder des hysterischen Charakters« in den »Problemen der Graphologie« S. 81 ff.

sein von Fadenbindung schließt für Kl. hohes Formniveau fast mit Sicherheit aus. Bei einer Untersuchung von 24 Hsen mit unausgesprochener Bindungsform ‹Lehrb. S. 82 ff.› findet Kl. nur drei, deren Formniveau und keine, deren Ebenmaß über dem Durchschnitt steht. Das ist aber keine bloße Angelegenheit der Statistik, sondern es offenbart sich darin die einheitliche Struktur der Begriffe: Bindungsform, Ebenmaß und Formniveau im Sinne ‹bildhafter› Ausgeprägtheit.* Die Grundbegriffe der graphologischen Deutung sind vorbestimmt im Hinblick auf Vollkommenheit des endgültig ausgeprägten Schriftcharakters im Ganzen. Wenn Kl. also die Hsen auf das »Ganze« hin ansieht, so liegt darin nicht nur der positive Verzicht auf ihre Zusammensetzung aus Teilen, sondern zugleich ein abwertendes Absehen von der Totalität ihrer — unvollständigen — Möglichkeiten.

* Daß z. B das Ebenmaß der oben erwähnten Schriftprobe Nr. 59 relativ niedrig anzusetzen ist, hängt damit zusammen, daß diese Hs keine stabile Bindungsform hat.

Kritische Folgerungen.

Im folgenden sollen die wesentlichen Probleme, die sich aus unserer Untersuchung ergeben, formuliert werden. Die Frage, worin das graphologisch Bedeutsame der Hs liegt, wird von Kl. grundsätzlich anders beantwortet als von M. Dieser hatte seine Wissenschaft wie eine Naturwissenschaft verstanden, in deren Sinn meinte er ein neues Sachgebiet und dessen Gesetze gefunden zu haben: die »Zeichen« in ihrer Abhängigkeit von Charaktereigenschaften, allgemein die Beziehung von Hs und Charakter. »Handschrift und Charakter« — diese Formulierung des Titels des Kl.schen Lehrbuches bleibt eigentlich hinter dem zurück, was faktisch geleistet ist; denn Kl. trennt nicht mehr die Hs als Wirkung ab von der Ursache, dem Charakter. Im Gegensatz zu der Vorstellung von der Hs als einer Ansammlung von Kennzeichen für die verschiedenen Charaktereigenschaften tritt bei ihm die Idee von der Hs als Ausdruck des Charakters. Als Ausdruck des Charakters gibt die Hs von ihm nicht Kunde auf Grund einer unverständlichen Wirkungsbeziehung, sondern weil sie selbst einen Charakter hat. Der Rhythmus, den sie hat, ist ihr Grundcharakter, ihre einzelnen Bewegungstendenzen dessen spezielle Charaktere. Die Charaktere der Hs sind nach Kl. primäre Qualitäten gegenüber ihren räumlichen Eigenschaftsbestimmungen; diese sind aus jenen abgeleitet. Im Zusammenhang damit erklärt Kl. die sog. Übertragung sinnlicher Beiwörter in dem »figürlichen« Gebrauch aus ihrer prinzipiell doppelten Funktion im Unterschied zu wirklich »blober« Übertragung (z. B. Tisch-»Bein«). Sie können Dingeigenschaften meinen und auch Charaktere (z. B. »warm« in: »warmes Wasser« und dagegen »warmes Rot« oder »warme Gesinnung«) und das nicht durch Übertragung auf Grund eines anschaulich Vergleichbaren, sondern weil Charaktere ihre Wirklichkeit darin haben, sinnlich zur Erscheinung zu kommen. Nun sind Dingeigenschaften der Erfassung leichter zugänglich als Charaktere — so konnte Kl. den dem sprachlichen Doppelgebrauch der Namen für sinnliche Arteigenschaften zu Grunde liegenden Zusammenhang als Leitfaden für seine Theorie der graphologischen Deutungen nehmen (siehe z. B. die Deutung der Schräge der Hs als »Geneigtheit«, S. 72). Mit methodischer Ausdrücklichkeit hat Kl. seine Theorie von dieser Doppelfunktion der Eigenschaftswörter erst später herausgearbeitet.*

* Siehe »Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft«, S. 18 ff.; »Vom Wesen des Bewußtseins«, S. 28 ff.; »Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches« (Barth, 1926), S. 32 ff.

Unsere Untersuchung zeigte, daß der Gegensatz von Ding-eigenschaft und Charakterisierung innerhalb der Graphologie von Kl. nicht zur Klärung kam und damit überwunden wurde, sondern in dem Gegensatz zweier ‹gleichmäßig möglicher› Betrachtungsweisen der Hs, der graphischen und der graphologischen, weiterbesteht. Das Problem, welches der M.'sche Begriff von Zeichen enthält, wird auch mit dem Begriff des Schriftcharakters nicht eigentlich gelöst. Es ist zu formulieren in der Frage: als was ist das Sein dessen zu fassen, wodurch die Handschrift vom Charakter des Schreibers Kenntnis gibt?

In besonderer Beziehung auf die Kl.'sche Graphologie gewinnt diese Frage noch eine bestimmtere Richtung. Der Begriff des Schriftcharakters ist der Ausdrucksbedeutung der Hs in höherem Sinn angemessen als der des »Zeichens«, weil er mehr verstehen läßt. Die graphologischen Phänomene werden bei Kl. von vornherein in ihrem Zusammenhang sichtbar gemacht und aus Zusammenhängen bestimmt. Diese Zusammenhänge haben im handschriftlichen Rhythmus ihre Einheit. Der sachhaltige Vorblick auf Rhythmus, in den das Ganze der Hs bei Kl. gestellt ist, wird aber insofern problematisch, als er die Hs wesentlich ästhetisch charakterisiert. Ebenmaß, Rhythmus und Formniveau — alle sind ihrem Ursprung nach ästhetische Begriffe. Kl. wendet sich zwar ausdrücklich gegen eine ästhetische Auslegung seines Begriffes vom Rhythmus*, was er dabei aber in Wirklichkeit allein ablehnt, ist die Interpretation in der Richtung auf Harmonie und Wohlgefälligkeit. Ausgleich in formalem Sinn ist auch von Kl. intendiert. ‹Ausgleich von »Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft«, siehe das letzte Kapitel des ebenso betitelten Buches›. Hinsichtlich dieses Ausgleichs sind bei den Hsen Stufen der Vollkommenheit zu unterscheiden; das geschieht unter der Leitung durch die ursprünglich für ein Kunstwerk geltende Idee vollkommener Bewältigung des Stoffes durch den Ausdruck. Die für die Deutung einer Hs zentrale Feststellung ihres Formniveaus schließt in sich ihre Abschätzung in Hinsicht auf das Ideal anschaulich vollendeter Ausdruckserscheinung. Dieses Ideal findet Kl. in der Hs von W. Jordan verwirklicht, ‹Schriftprobe Nr. 2 des Lehrbuchs, vgl. dazu den Aufsatz über Jordan in »Mensch und Erde«, S. 115 ff.›. Es ist zu fragen: ob und in welchem Sinn der handschriftliche Ausdruck unter das Ideal vollkommener Erscheinung des Inneren, restloser Verinnerlichung des Äußeren, gestellt werden kann.

Sowohl mit dem Begriff des »Zeichens« wie mit dem des Schriftcharakters wird die graphologische Bedeutung des Geschriebenen in abstrakter Isolierung von seiner ursprünglichen Schreibbedeutung gefaßt. Eine zusammenfassende Darstellung der Position M.'s soll an den Punkt führen, wo das hierin liegende Problem sichtbar wird.

* Siehe Ztschr. f. Menschenkunde I, 4, S. 38 »Zum sogenannten Formniveau«.

So etwas wie Handschrift begegnet für M. als das bloße Vorhandensein persönlicher Eigentümlichkeiten in dem Geschriebenen. Es zeigt sich nämlich, daß in zweifachem Sinn vom »Geschriebenen« gesprochen wird: zwei Menschen können »dasselbe« schreiben, denselben Text, und dabei unterscheidet sich das Geschriebene in beiden Fällen noch in der Art und Weise, wie die Schriftzeichen geformt sind. Diesem Phänomen gegenüber verhält sich M. empiristisch: er versucht nicht, es aus seinem Ursprung zu verstehen, sondern er sichert es in seinem »daß« durch sammelnde Erfahrung. Um seinen Ursprung handelt es sich für M. nachträglich im Sinne der Erklärung seines möglichen Entstehens als eines Bewirktwerdens. Dabei wird es physiologisch aufgefaßt und in den Zusammenhang der Natur eingeordnet. Diese Einordnung ist als solche möglich und erforderlich gemacht durch vorgängige Isolierung des Phänomens. Das heißt, es wird nicht daraus verstanden, wie sich ein Mensch die Möglichkeit zu schreiben aneignet und wie sich dabei die persönliche Handschrift als die Weise ausbildet, wie einer schreibt, sondern die fertige Hs wird eigenständig zum Gegenstand der Erforschung gemacht. Eigenständigkeit gewinnt sie bei M. dadurch, daß ihre Eigentümlichkeiten durch figürliche Bestimmungen erfaßt werden. Daß ihre Formen aber Schreibformen sind, d. h. daß sie durch die Schreibbewegung eines Menschen entstehen und an konventionellen Zeichenformen gefunden werden — diese Zusammenhänge kommen bei M. nicht als solche zur Geltung. Ihm kommt es vielmehr gerade darauf an, das Phänomen der Hs in der Loslösung aus diesen Zusammenhängen zu sichern. Er zeigt, daß das Geschriebene verstanden als persönlich-eigenartige Form keine Schriftzeichenfunktion hat. Innerhalb einer Hs weicht nämlich jeder Buchstabe immer irgendwie von der vorgeschriebenen Form ab. Der begrenzte Bereich solcher Abweichungen ist ein freier Bereich für die Ausbildung fester Schreibformen. Diese allein werden Gegenstand der graphologischen Untersuchung. Aus der Ungebundenheit, welche der Schreibende innerhalb der Grenzen die dadurch gesetzt sind, daß das Geschriebene zum Lesen bestimmt ist, hinsichtlich der Formung der Schriftteile hat, ergibt sich die Möglichkeit (und das ist die, welche die Graphologie ausbildet), gänzlich abzusehen von dem Geschriebenen als einem aus lesbaren Zeichen zusammengesetzten Text und das Geschriebene als einen Inbegriff eigentümlicher Formen für sich zu betrachten. Daß deren Eigentümlichkeit die persönliche Eigentümlichkeit eines Menschen ist, liegt nicht in ihnen selbst, sondern in der Beziehung, welche ihnen als solchen äußerlich ist, daß sie bewirkt worden sind von einem Menschen. Der schreibende Mensch hat bei M. die Rolle des abgelösten Beziehungspunktes, die Beziehung selbst, in der so etwas wie Handschrift erwächst, ist aufgelöst in das ursachenmäßige Aufeinanderbezogensein zweier Endpunkte: Charaktereigenschaft und Zeichen. Das wirkliche und

mögliche vollzugsmäßige Zusammenhängen der beiden Relate, Handschrift und Charakter, ist nicht gesehen, sondern diese beiden werden als etwas je für sich Vorhandenes nachträglich in eine äußerliche Wirkungsbeziehung gesetzt. Die Bestimmung des einen ist unabhängig von der des andern, die Beziehung beider, die doch das eigentliche Thema der Graphologie ist, hat deswegen immer etwas Nachträgliches. M. verfolgt nicht, wie der Charakter im Schreiben dazu kommt, sich nach verschiedenen Möglichkeiten zu offenbaren, indem er die Schriftformen zu einer Hs differenziert, und die Differenzierungsmöglichkeiten der Hs werden nicht daraus verstanden, daß die Schreibvorschrift einen offenen Horizont von Möglichkeiten enthält bezüglich der Weise, wie sie ergriffen werden kann, sondern diese Differenzierungsmöglichkeiten werden in ihren fertigen Verwirklichungen als feste Formen empirisch aufgelesen und durch Zerlegung endgültig erfaßt. Die Zerlegung führt zu den »Zeichen« als den Aufbauelementen, aus ihnen wird die Hs als ganze summiert, d. h. aber nicht mehr als: es darf kein Zeichen übersehen werden. Was dabei Zeichen ist, bestimmt sich nur scheinbar aus den rein figürlichen Variationsmöglichkeiten, eigentlich leitend ist vielmehr die unexplizierte Hinsicht auf das beim Vergleich von Hsen Auffallende. Das Auffallende wird von M. jeweils fixiert als eine bestimmte Abweichung von einem normierenden Schema. Dieses Schema hat entscheidende Bedeutung für die M.'sche Graphologie, weil es die Struktur einer jeden Hs gibt und so die Deutung vorbestimmt. Es leitet sich her von der Schreibvorschrift und deren Elementen. Sofern diese aber in einer Hs nicht einfach in ihren kalligraphischen Formen übernommen, sondern in je persönlicher Weise angeeignet wird, entsteht die Frage: was besagt es für die Handschrift als Ausdruck des Charakters, daß das Schreiben sich an eine Vorschrift halten muß, damit überhaupt Schrift entsteht?

Was hier aufzuklären ist, ist die eigentümliche Gebundenheit des graphologischen Ausdrucks. In der Hs kommt der Charakter an etwas zum Ausdruck, und dieses Woran ist schon Ausdruck in dem anderen Sinn, daß etwas schriftlich zum Ausdruck gebracht wird. Das Geschriebene richtet sich nicht an den Graphologen. Was der Graphologe an dem Geschriebenen zu seinem Objekt macht, betrifft ein Mehr an Eigenbedeutung der Schrift gegenüber ihrem Mitteilungssinn. Dieses Mehr ist nur in der eigentümlichen unverbindlichen Einignung mit den konventionellen Schriftzeichenformen. In der Weise des Miteinanderseins dieser beiden Arten von Ausdruck-Sein des Geschriebenen liegt eine noch nicht gelöste Schwierigkeit.

Lebenslauf.

Ich, Walther Marseille, wurde am 25. Mai 1901 in Düsseldorf geboren als Sohn des inzwischen verstorbenen Dr. G. Marseille, Direktor der privaten Oberrealschule Schloß Bischofstein. Ich besitze die preußische Staatsangehörigkeit.

Die ersten Schuljahre wurde ich privat unterrichtet und trat Ostern 1910 in die Quinta der Oberrealschule Schloß Bischofstein bei Lengenfeld unterm Stein ein. Ostern 1918 bestand ich die Reifeprüfung als Externer an der Oberrealschule in Delitzsch; Ostern 1923 legte ich an dem Realgymnasium in München die Ergänzungsprüfung im Lateinischen ab.

Im Wintersemester 1918/19 studierte ich in Marburg a. L. und im Sommersemester 1919 in Heidelberg Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Vom Wintersemester 1920/21 bis zum Wintersemester 1921/22 studierte ich in Freiburg Philisophie und Mathematik. Sommersemester 1922 und Wintersemester 1922/23 studierte ich in München Philosophie. Vom Wintersemester 1923/24 bis zum Sommersemester 1926 studierte ich in Marburg a. L. Philosophie, Mathematik und historische Hilfswissenschaften.

Das Rigorosum bestand ich am 28. Juli 1926. Seitdem halte ich mich zu Studienzwecken in Rom auf.

Meine akademischen Lehrer waren
in Freiburg, Heidelberg und München: Bolza, Cohn, Driesch, Ebbinghaus, Geiger, Heffter, Husserl, Jaspers, Loewy, Rickert und Salomon,
in Marburg: Heidegger, Jaensch, Küch, Natorp, Richarz, Stengel und Wedekind.

Ihnen verdanke ich meine wissenschaftliche Ausbildung.